Abriß

der

allgemeinen

Literaturgeschichte.

Von

Karl Förster.

Drittes Bändchen. I abt.

Geschichte der neueren Literatur von der Reformation bis zum Schlusse des dreißigjährigen Kriegs.

Dresden,

P. G. Hilschersche Buchhandlung.

1829.

Neuere Literatur.

Erster Zeitraum.

Von der Reformation bis zum Schlusse des dreißigjährigen Kriegs (1500 bis 1648).

Das funfzehnte Jahrhundert war noch nicht abgelaufen, als bereits die Vorzeichen einer neuen bedeutungsvollen Zeit eintraten. Die Entdeckung Amerika's hatte den politischen Gesichtskreis über das atlantische Meer nach Westen hin erweitert und, wie die Auffindung des Seeweges nach Ostindien, dem europäischen Welthandel neue Richtungen, dem europäischen Geiste neue Anregungen und Stoffe zu weiterer Fortbildung gewonnen. Auch das innere Staatenleben Europa's hatte Veränderungen erlitten, die den Fortbestand des Alten unmöglich machten. Spanien hatte sich der maurischen Fremdlinge entledigt und sich zu dem Range der ersten europäischen Macht emporgeschwungen; Frankreich, das nach Bewältigung der Mächtigen des Landes seine Kraft in einem Punkte vereinigt sah, stand mit einem kampflustigen Heere dem Auslande gerüstet gegen-

über; in Deutschland war durch des ritterlichen Maximilian Fürsorge die zerstörende Gewalt des Faustrechts gebrochen und der Volksgeist noch in keine drückenden Fesseln geschlagen; auch in England war nach langen und blutigen Kämpfen die Ruhe zurückgekehrt und ein Geist der öffentlichen Meinung erwacht, den der Despotismus der nächsten Zeit nicht zu ersticken vermochte. Nur Italien bot, durch Zwietracht und Eifersucht in sich zerfallen, das Bild einer trostlosen Schwäche, die kein Geheimniß mehr war, nachdem Karl 8. von Frankreich (1494), wie in einem Triumphe, wenn auch zunächst ohne bleibenden Erfolg, das Land der Apenninen durchzogen hatte.

So stellen sich uns die vornehmsten europäischen Staaten beim Eintritte in das neunte Jahrhundert dar, dessen erste Hälfte im Kampfe um Herrschaft und Freiheit Kräfte entwickelte, wie sie wenige gleich kurze Zeiträume neben einander wirken sahen. Maximilian 1. und Karl 5., Julius 2. und Leo 10., Franz 1., Suleyman, Gustav Wasa, Moritz v. Sachsen, Philipp v. Hessen, Ximenes, Gaston de Foix, Bayard, Sickingen u. A. — welche Namen! und welche Erinnerungen, die sich an dieselben knüpfen! Und doch sind hier Zwingli und Calvin, Luther und Melanchthon noch nicht genannt, die Begründer des großen Werks der Glaubensreinigung, dessen Einfluß auf die Schicksale der europäischen Staaten und Völker hier nicht erörtert werden kann, dessen heilbringende Folgen aber nur derjenige läugnen könnte, der es nicht wüßte, wie durch dasselbe die Gewissen befreit, die Gei-

ster geweckt, Kirche und Staat zuerst wieder in ihr rechtes Verhältniß zu einander gestellt, die Mittel der Erziehung vervollkommnete u. vermehrt, die Nebel der Scholastik von dem Felde der Wissenschaft verscheucht und die Völker mehr und mehr in vielseitiger und freier geistiger Regsamkeit verbunden wurden.

Dennoch blieb der Widerstand nicht aus, den jedes Neue hervorruft und hier um so mehr hervorrufen mußte, je feindseliger der neue Aufschwung der Geister, indem er das Althergebrachte in seinen Grundvesten erschütterte, eben so den Ansichten kirchlicher Strenggläubigkeit, als den Berechnungen des Eigennutzes der Machthaber gegenüber trat Geistliche und weltliche Willkürherrschaft konnten sich nicht gleichgültig das Zepter entringen lassen, und gern boten sie — jene zuerst — den Männern die Hand, die, unter dem Namen der Gesellschaft Jesu seit 1539 vereinigt, im Geiste ihres Meisters, des Cataloniers Ignaz Loyola, und mehr noch in dem ihres zweiten Ordensgenerals, Jacob Lainez, mit Talent und Kenntnissen, Reichthum und äußerer Liebenswürdigkeit, mit unläugbaren Tugenden wie mit allen Künsten des schlauesten Betrugs gewaffnet, als Vorfechter der Kirche das vom Sturme der Meinung bedrohete Gebäude zu stützen sich anheischig machten und durch begeisterten Muth und beispiellose Ausdauer mehr, als vielleicht ursprünglich im Plane ihres Stifters gelelegen hatte, bewerkstelligten. Bald erhob allenthalben, wo das Licht gezündet hatte, der öffentlichen Meinung gegenüber, der Glaubenseifer seine

Fackel und gab zu blutigen Bürger- und Religionskriegen die Loosung. Spanien sah in Folge desselben seinen Wohlstand zerrüttet, Frankreich erst nach langen Kämpfen und einer gräuelvollen Mordnacht die Ruhe wiederkehren, England sich in seinem Innern entzweiet und Schweden (seit 1568) sich durch jesuitische Ränke in ein Meer von Verwirrung gestürzt, während in Deutschland nur durch Ferdinands 1 Rechtlichkeit und Maximilians 2 Regentenweisheit eine Zeitlang noch die vorhandenen Gährungsstoffe danieder gehalten wurden, bis auch da jesuitische Schlauheit einen beklagenswürdigen Sieg davon trug, über den der gleichzeitige Heldenkampf der Niederländer für die Sache des Protestantismus gegen Philipp 2. und Alba und dessen glücklicher Ausgang nur unvollkommen trösten können. Wie nun in Deutschland, wo Union und Liga bereits feindlich einander gegenüberstanden, ein dreißigjähriger verheerender Kampf aufloderte, der bald den Süden und Westen Europa's und selbst den skandinavischen Norden in sich hineinriß und endlich am Schlusse dieses Abschnitts zu einem Frieden führte, welcher bis zur Theilung Polens hinab die europäischen Staatenverhältnisse bestimmte, aber auch Frankreichs politisches Uebergewicht und seinen geistigen Einfluß auf lange Zeit hinaus begründete, das kann hier nur andeutungsweise berührt werden.

Das Gesagte erklärt, warum die schönen Hoffnungen, die der Anfang dieses Zeitraums erregte, nicht sogleich in Erfüllung gingen. Wenn, wie sich alsbald ergiebt, eine fast ununterbrochene Reihe blutiger Kriege die erwachte Theilnahme für das

Höhere ertödtete; wenn das Mißtrauen von oben, das in jeder kühnern Regung den Keim der Empörung ahndete, einen Druck herbeiführte, der die Freiheit der Geister in Fesseln schlug (Büchercensur schon seit 1479, geschärft unter Pabst Alexander 6. und Leo 10. im 16. Jahrh.; erstes Verzeichniß verbotener Bücher 1545 unter Paul 3.); wenn der Jesuitismus, bei allem Wissensprunke, in den Unterrichtsanstalten, deren Leitung er an sich riß, an dem Geiste ächter Wissenschaft oft zum Verräther ward und durch sein System des Probabilismus, das jedes Schändliche beschönigte, sich an den heiligsten Grundsätzen der Sittenlehre vergriff; wenn daneben Kabbala, Sterndeuterei, Alchymie und theosophische Schwärmerei auf bedenkliche Abwege leiteten, — so bedurfte es unstreitig sehr mächtiger Hebel, um das sinkende geistige Leben vor dem gänzlichen Verfalle zu sichern.

Diese Hebel waren vorhanden zuvörderst in dem Reformationswerke selbst, das, eine unerschöpfliche Fülle des Segens in sich bergend, mitten unter den Verwirrungen der Zeit sich unaufhaltsam und selbständig seinen Weg bahnte; sodann in dem immer allgemeiner verbreiteten Studium der Alten, das fortan nicht mehr, wie bisher, blos dem Luxus der Großen oder dem Ruhme weniger Gelehrten dienen sollte; ferner in der engern Verbindung der Staaten; in der zunehmenden Bildung des dritten Standes; in der erweiterten Thätigkeit der Buchdruckerpressen und dem aus ihr emporblühenden, seit 1516 abgesondert betriebenen und seit der Mitte des

sechszehnten Jahrhunderts durch Buchhändlermessen (zunächst zu Frankfurt a. M.) geförderten Buchhandel; in den zahlreich sich vermehrenden Anstalten zur Volks- und Gelehrtenbildung, so wie in den neu begründeten und vielfach bereicherten Bibliotheken und andern wissenschaftlichen Sammlungen.

Wir verweisen über die Folgen der Reformation für die religiöse und sittliche, wissenschaftliche und bürgerliche Ausbildung der Völker auf die bekannte treffliche Preisschrift von Ch. Villers (dritte Ausg. 1808) und erinnern nur noch daran, wie auch das katholische Europa, alles Gegenstrebens ungeachtet, sich den Einwirkungen einer Begebenheit nicht ganz entziehen konnte, die, aus einem vorlängst gefühlten Bedürfnisse entsprungen, in der öffentlichen Meinung der Völker einen festen Stützpunkt gefunden hatte. Mit dankbarer Freude aber gedenken wir hier noch einmal des hohen Verdienstes, das sich die Urheber und Beförderer des großen Werks um die Belebung des Volksunterrichts und um die zweckmäßigere Einrichtung der wissenschaftlichen Bildungsanstalten, am meisten in Deutschland und den Niederlanden, erwarben. Wie Vieles schuldete in dieser Beziehung Deutschland seinem Luther, seinem Melanchthon und den Männern, die in ihrem Geiste auch später noch sich der Bildung des heranwachsenden Geschlechts annahmen, einem Joach. Camerarius (st. 1576), Joh. Sturm (st. 1589), Val. Trotzendorf (1531), einem Churfürst Moritz, als dem Begründer der sächsischen Fürstenschulen (1543), und Andern bis auf den wa-

ckern Comenius (1631) herab! Wie wirksam griffen hier und auswärts einzelne der immer zahlreicher erstehenden Hochschulen in das geistige Leben ein! — Freilich folgten nicht alle dem Rufe der Zeit, und bei weitem die meisten blieben lange noch, in selbstgenügsamer Absonderung von dem Volke, die Tummelplätze dialektischen Schulgezänks; nur wenigen ward der Ruhm zu Theil, als treue Pflegerinnen humanistischer Studien, das Bedürfniß der Zeit erkannt zu haben. Von den vielen im Laufe dieses Abschnitts entstandenen europäischen Universitäten nennen wir vor allen die deutschen: Wittenberg, die Wiege der Reformation, 1502 von Churf. Friedrich dem Weisen gestiftet, 1817 aber wieder aufgehoben; Marburg, 1527 von Philipp v. Hessen gestiftet; Strasburg, seit 1538; Jena (s. 1557) und Helmstädt (1575); unter denen des Auslandes: Genf (1536), Mailand (1565), Leyden, von Wilh. v. Oranien 1575 gegründet und bis auf die neuere Zeit herab die Heimath trefflicher Humanisten, Edinburgh, seit 1581, als Pflanzschule geschickter Aerzte lange berühmt, Parma (1606), Mantua (1625) und Utrecht (1636).

Jahrhunderte lang noch sollten die katholischen Unterrichtsanstalten hinter denen des protestantischen Europa zurückbleiben; dagegen darf nicht verschwiegen werden, was einige geistliche Orden der alten Kirche, wie insbesondere in Frankreich die Benedictiner von der Congregation des h. Maurus (seit 1618), die Väter des Oratoriums (s. 1611) und die Jansenisten von

Portroyal (s. 1639) für einzelne Zweige der Literatur leisteten.

So sehr übrigens die achtbaren Bestrebungen wissenschaftlich gebildeter Männer durch die Fortschritte der immer betriebsamer und vielseitiger ausgeübten Buchdruckerkunst erleichtert wurden, so willkommen mußten ihnen doch auch ferner die an vielen Orten zu öffentlicher Benutzung aufgestellten Büchersammlungen seyn, deren Zahl und Umfang sich unausgesetzt vermehrte. Zu den reichen und durch neue Erwerbungen mehr und mehr anwachsenden Bücherschätzen der Vaticana zu Rom, der St. Marcus-Bibliothek zu Venedig und der Mediceischen zu Florenz kamen nun (1609) die der Ambrosiana zu Mailand und anderer zu Turin, Neapel u. s. w. Spanien erhielt 1596 von Philipp 2. seine durch einen seltenen Reichthum arabischer Handschriften ausgezeichnete Laurentiana im Escurial, Frankreich von Franz 1. seine königliche Bibliothek; in England stifteten deren Heinrich Bodley zu Oxford und Rob. Cotton zu London, die nach ihren Begründern genannt wurden; in den Niederlanden bot Leyden, seit 1586, insbesondere den Freunden der arabischen Literatur wichtige Hülfsmittel, und in Deutschland entstanden, neben der früher vorhandenen kaiserlichen zu Wien und der Heidelberger, deren Schätze Maximilian v. Baiern 1623 nach Rom verschenkte (s. Gesch. d. Bibl. von F. Wilken, 1817), im sechszehnten Jahrh. die Bibliotheken zu Leipzig, Jena, Dresden (Gesch. derselben v. Ebert, 1822) und München, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aber

die mit den bedeutendsten Literaturschätzen ausgestattete Bibliothek zu Wolfenbüttel.

I. Nationalliteratur.

1. Italien. Wie es oft sich ereignet hat, daß in Tagen großer politischer Stürme die begabteren Geister eines Volkes in den Schooß der Wissenschaft und Kunst sich flüchteten, um in ihm die Noth der Zeit zu vergessen, so geschah es auch jetzt in Italien, das zu einem Kampfplatze der Leidenschaften, zu einem Schlachtfelde geworden war, auf dem nicht für die Sache des Volks, sondern für die Zwecke fremder Eroberungssucht das Schwert geführt wurde. Ob Ludwig 12. von Frankreich oder Ferdinand der Katholische von Aragonien, ob Maximilian 1. von Deutschland, ob später Franz 1. oder Karl 5. den Sieg davon tragen würde, konnte dem Volke ziemlich gleichgültig seyn, das, ohne innere Verbindung, der Willkür seiner kleinen Herrscher dahingegeben, längst allen Gemeinsinn verloren hatte. Während dieses mehr als vierzigjährigen Kampfes und als es nun entschieden war, daß Italien fortan von dem Auslande Gesetze zu empfangen habe, was blieb da den Edleren im Volke übrig, als festzuhalten an dem durch Kunst und Wissenschaft erworbenen Ruhme? Diesen wendeten sich nun, je größer der Drang von außen war, um so sehnsuchtsvoller die Geister zu, und wie die Wände der Kirchen und Paläste sich mit den Werken der bewundertsten Meister (Raphael, Michel Angelo, Tizian, Correggio u. s. w.) schmückten und der gepriesene Sänger dem Freunde seiner Lieder den Zauber=

kreis der Dichtung öffnete, zog der Gelehrte einen Damm um sich, hinter dem seine Welt, sicher und unberührt von den Wogen der aufgeregten Zeit, sich gestaltete. So blüheten bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts Wissenschaft und Kunst in seltener Vereinigung fort, und wenn ihre Pfleger im Schaffen ihrer Werke die Zeit vergaßen, in der es geschah, so gedenkt Italien seiner Cinquecentisten ohne Verwünschung gegen das Jahrhundert, das diesen den Namen gab, ihrem Vaterlande 'aber den Untergang seiner Selbständigkeit brachte. Allerdings trug zu diesem fröhlichen Gedeihen auch die Aufmunterung bei, die Gelehrte, Dichter und bildende Künstler an den Höfen der Fürsten und Großen fanden. Mehrere Päbste, der Mediceer Leo 10, Clemens 7. und Paul 3., die Cardinäle Hippolyt von Medici und Pietro Bembo, unter den weltlichen Fürsten die Mediceer zu Florenz, die Herzoge von Ferrara aus dem Hause Este, die Gonzaga's zu Mantua, Sabionetta und Guastalla u. A. setzten ihren Ruhm darein, die ausgezeichnetsten Geister aus der Nähe und Ferne um sich zu versammeln und an ihren Bestrebungen selbstthätig Theil zu nehmen, und dankbar dafür, als für einen der Menschheit geleisteten Dienst, übersieht die Nachwelt gern die Flecken, die sonst ihr Leben verdunkeln. Erst am Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts offenbarten sich die Folgen der vorhergegangenen unruhvollen Zeiten. Sittenlosigkeit und Leichtsinn, Einseitigkeit und Kleinlichkeit der Ansicht nahmen mehr und mehr überhand, während der kunstfördernden Großen immer weniger wurden, und das

siebzehnte Jahrhundert sieht, bis auf wenige Ausnahmen, nur schwächliche Versuche, die unfehlbaren Zeugen eines in dem geistigen Leben bereits eingetretenen Verfalles, ungeachtet einzelne Erscheinungen auf dem Felde der Gelehrsamkeit beweisen, daß der wissenschaftliche Fleiß, von der allgemeinen Entartung unberührt, Beachtenswerthes zu leisten vermöge, während alles Andere zusammensinkt.

Die Sprache, früh durch Musterschriftsteller ausgebildet, gewann daneben auch durch zahlreiche Uebersetzungen aus den alten Sprachen an Umfang, Freiheit und grammatischer Bestimmtheit. Vieles trugen hierzu die sich immer vermehrenden sprachlichen Gesellschaften bei, unter denen die Akademie der Crusca, von Grazzini und Lionardo Salviati 1582 zu Florenz gegründet, ein entscheidendes Ansehen gewann und sich, ungeachtet ihrer einseitigen Vorgunst für die toscanische Mundart, durch ihr großes, auf die vorhandenen classischen Texte gegründetes Wörterbuch (1612, N. A. Veron. 1806.) ein unläugbares, obwohl bis auf unsere Zeit oft angefochtenes Verdienst erwarb. Für die Regellehre der Sprache, die in neuerer Zeit Fernow für Deutsche mit philosophischem Geiste bearbeitete, brach Pietro Bembo um 1547 die Bahn.

Unter den Dichtern tritt uns an der Schwelle des Jahrhunderts zuerst der kühne, phantasiereiche Sänger des „rasenden Roland" entgegen, Meister Ludov. Ariosto (geb. zu Reggio 1474, gest. 1533), den sein Vaterland vor Andern mit dem Beinamen des Göttlichen ehrte. Sein eben

genanntes romantisch-episches Gedicht schließt sich in freier Selbständigkeit dem „verliebten Roland" Bojardo's (s. ob. Bd. 2. S. 132) an, den es, denselben Quellen folgend, mit geistreicher Eigenthümlichkeit fortführt. Die Wunder der untergegangenen Heldenzeit begeisterten den Dichter, ohne ihn seiner Freiheit zu berauben. Mit heiterer, oft muthwilliger Ironie steht er über den Gestalten seiner Wunderwelt und treibt mit ihnen sein phantastisches Spiel. Sein Gedicht in schön gebauten Ottaven ist ein unübersehbares Labyrinth anmuthig erzählter Liebeshändel, Abenteuer und Märchen, die sich verwirren und lösen und aufs Neue verwickeln nach der Willkür und Laune des Dichters. Ohne epische Einheit und einen mit Sicherheit nachzuweisenden Plan, so daß es schwer ist, durch alle sechs und vierzig Gesänge des Gedichts den Faden festzuhalten, aber voll reizend erzählter Situationen, voll hinreißender Schilderungen, vom Anfange bis zum Ende ausgestattet mit einem reichen poetischen Leben und dem Zauber einer wohllautenden und männlich-einfachen Sprache, der einzelne kleine Nachlässigkeiten keinen Eintrag thun, ist es das glänzende Vorbild für alle spätere Dichtungen der Art geblieben. (Seit 1532 oft erschienen; übers. v. Gries und von Streckfuß.) Außer diesem großen Epos besitzen wir von Ariosto noch fünf Lustspiele, meist nach Plautus und Terenz, sieben bitter zürnende Satyren (übers. v. Ahlwardt) und eine Anzahl lyrischer Gedichte, Canzonen, Sonette und Capitoli. (Werke, Ven. 1766.) — Den Gegensatz zu dem großen phantastisch belebten Gedichte Ariosto's bildet

„das befreite Italien" des gleichzeitigen Trissino a. Vicenza (st. 1550), das frostige Verstandeswerk eines vielfach thätigen Staatsmannes, das, nach der Aeußerung eines achtbaren Schriftstellers jener Zeit, „alsbald nach seiner Geburt begraben ward" und, wie desselben Verfassers Sophonisbe — das erste regelmäßige, dem alten nachgebildete Trauerspiel der ital. Literatur —, fast nur in sprachlicher Hinsicht von Werth ist. Nur um der Vollständigkeit willen nennen wir neben ihm seinen Freund, den Florentiner Rucellai (st. 1525), der gleichfalls antike tragische Stoffe bearbeitete und nicht ohne Glück in seinem Lehrgedichte „die Bienen" an Virgil sich anschloß, aber eben so des schaffenden Genius ermangelte, als sein gelehrter Landsmann Alamanni (st. 1556), der in seinem „Landbau", wie jener, Virgil zum Muster nahm und in seinem „Giron, dem Edlen" vergebens mit Ariosto um den Preis rang. Ganz anders verfuhr der witzig-übermüthige Benedictiner Teofilo Folengo a. Mantua (st. in einem Kloster unfern Bassano 1544), der im „Orlandino" die Rolandssage travestirte und in seinen „maccaronischen Gedichten", unter dem Namen Merlino Coccajo, der Schöpfer einer scherzhaften aus italiänischen und lateinischen Formen, nach Art der Maccaroni, durcheinander gemengten Sprache wurde. Ausgelassene Scherzhaftigkeit stimmte zu dem Geiste des Volkes, und ein Muthwille, der keinen Stand verschonte und über Personen und Ereignisse ungezügelt seinen Witz ergoß, war der willkommenste. So erwarb sich der Toskaner Franc. Berni (st. 1536), der Bo-

jardo's Roland umarbeitete, durch seine satyrischen Gedichte voll Schalkhaftigkeit und beißenden Witzes in der Weise Burchiello's (s. Bd. 2. S. 131) allgemeinen Beifall und machte die „berneske Manier" auf lange zu einer stehenden in der ital. Literatur. In seine Fußstapfen trat, nur mit keckerer Schamlosigkeit ausgerüstet, in satyrischen Dialogen, Lustspielen, Sonetten und Terzinen, Pietro Aretino (von Arezzo, st. 1557), von seinen Freunden der Göttliche, auch die Geißel der Fürsten genannt, gleichwohl aber von diesen mit Würden und Ehrenzeichen geschmückt, während sein Gehülfe bei früheren Arbeiten, später aber sein abgesagter Feind, Niccolo Franco aus Benevento, 1569 zu Rom seine Freiheit am Galgen büßte. Die Manier selbst aber behauptete sich noch lange in Italien. Wer sie kennen lernen will, findet, was er sucht, in der von Grazzini, gen. il Lasca, unter dem Titel opere burlesche 1548 herausgegebenen Sammlung. Wir aber kehren von diesen Ausgelassenheiten einer frivolen Dichterschule zu jenen ernsteren Leistungen zurück, die, fernab von den gemeinen Interessen des Lebens, mit den Gestalten einer Welt spielen, in welcher Liebe und Ehre die einzigen Gesetzgeberinnen sind. Sechs und zwanzig Jahre nach Erscheinung des rasenden Roland begann Bernardo Tasso a. Bergamo (geb. 1493, st. 1569) zu Sorrento im Neapolitanischen, dessen Fürsten er diente und später in die Verbannung folgte, das langathmigste Gedicht italienischer Literatur, seinen „Amadis", ein Epos in hundert Gesängen und mehr als sieben tausend achtzeiligen

Stanzen. Wir wissen nicht, worüber wir uns mehr verwundern sollen, über des Mannes Ausdauer und Fleiß, der in der sorgsam durchgefeilten Sprache des ganzen Gedichts sich darthut, oder über das Zujauchzen einer Partei, die das poesielose Werk als die reife Frucht des ächten Genius dahinnahm. Bernardo Tasso wäre sammt seinem Gedichte und einem andern ähnlichen, nur kürzeren „il Floridante", längst vergessen, hätte seinen Namen nicht sein berühmter Sohn Torquato zugleich mit dem eigenen verewigt. Torquato Tasso, geboren 1544 zu Sorrento, sollte es zweifelhaft machen, wem der Kranz des Epos in Italien gebühre, ob ihm, oder seinem Vorläufer Ariosto. Sein Glück und sein Unglück an dem Hofe von Ferrara und die nachfolgenden Leiden, die sein Leben zu einer Kette von Entbehrungen und getäuschten Hoffnungen machten, bis auch die letzte ihm der Tod zerstörte, (er starb zu Rom 1595, ehe die ihm bestimmte Krönung auf dem Capitol vollzogen werden konnte) sind bekannt genug, und die Eigenthümlichkeit seines Wesens mit ihren Vorzügen und Schwächen ist in Göthe's Tasso so wahr geschildert, daß wir uns hier mit einigen Andeutungen über sein dichterisches Leben begnügen dürfen. Liebe, Glaube und Ehre, die Elemente der untergegangenen romantischen Zeit, waren auch die Elemente seines Gemüths, und es war, als ob jene Zeit, so weit dies in den engen Grenzen Einer Individualität möglich ist, noch einmal in ihm und durch ihn ins Leben treten sollte. Dafür zeugen eben so seine aus einem tieffühlenden Herzen hervorgegangenen von der

Gluth einer unglücklichen Liebe durchdrungenen lyrischen Gedichte (Ferrara, 1583 und öfter; Auswahl daraus übers. v. K. Förster), als seine epischen Dichtungen, unter denen jedoch der „Rinaldo", eine jugendliche Erstlingsarbeit vom Jahre 1561, nur als Vorbereitung zu dem „befreiten Jerusalem" Bedeutung hat. Das letztere Gedicht, das zuerst unter dem Namen „Gottfried" hervortrat, (seit 1580 in Italien allein durch mehr als 140 Ausgaben vervielfältigt, in alle europäische Sprachen, selbst das Arabische und Türkische übersetzt, durch Gries treffliche Uebertragung ein Eigenthum der Deutschen) hat Tasso's Ruhm für alle Zeiten begründet. Das Interesse, das die ritterliche Unternehmung, an die sich die erzählten Vorfälle knüpfen, an sich einflößt, der Schauplatz der dargestellten Handlung, die kunstreiche Anlage und Verknüpfung des Ganzen, die schön gezeichneten Charaktere, die reiche, wohltönende Sprache, die rhythmische Vollendung des Strophenbaues und der Ausdruck reinen, menschlichen Gefühls, der alle Theile belebt, werden, wie auch die von der Crusca zu Tasso's Nachtheile und tiefer Kränkung entschiedene, an sich müssige Frage: „ob er, ob Ariosto größer sey", beantwortet werden möge, immer von neuem anziehen und fesseln. Eine spätere Umarbeitung, die unter dem Titel des „eroberten Jerusalem" 1593 erschien und die schönsten Stellen des ursprünglichen Gedichts einer hypochondrischen Aengstlichkeit zum Opfer brachte, kann als trauriger Beleg gelten, wie bedenklich es ist, auf einem durch Alter und Gemüthsstimmung veränderten Standpunkte an frü-

here Schöpfungen Hand zu legen. Sie gehört zu den poetischen Sünden, von denen nur der Literator gelegentlich Kunde nimmt. Nicht viel anders verhält es sich mit dem in der Hast geschriebenen Trauerspiele „Torrismondo", das, wie es die Spuren eines gedrückten Geistes nicht verläugnet, zugleich beweist, daß der Dichter noch nicht zu dem Wesen einer Gattung hindurchgedrungen war, die auf italienischem Boden bis dahin nur versuchsweise bearbeitet worden. Dagegen wird neben dem „Jerusalem" sein bereits 1572 erschienener „Amyntas", immer genannt werden, ein Schäferdrama, in dem das schöne, von der Idee eines goldenen Unschuldalters begeisterte Gemüth des frommen liebeglühenden Sängers noch in frischester Eigenthümlichkeit sich offenbart. (Werke, Vened. 1722. N. A. v. Gherardini, Mail. 1823. — Tasso's Leben haben beschrieben: Manso — Vened. 1621 — und Serassi — Rom, 1785. Vergl. Tasso's Leben und Charakteristik nach Ginguéné von Ebert.)

An diese glänzenden Geister des sechszehnten Jahrhunderts schließt sich eine lange Reihe fruchtbarer Sonetten- und Canzonendichter, deren Arbeiten meist an die Art und Kunst Petrarca's erinnern, dessen Poesieen in Aller Hand und Munde waren. Unter ihnen nennen wir vor Allen jenen Riesengeist, der, der verschiedenartigsten Darstellungsmittel Meister, in vierfacher Herrlichkeit als Maler, Bildhauer, Baukünstler und Dichter, durch die Zeiten strahlet, Michel Agnolo Buonaroti (geb. 1474, st. 1564). Seine Gedichte (herausg. v. Biagioli 1821) sind die Zeugen eines

reichen Herzens und, wenn auch zuweilen rauh und unbeholfen im Ausdrucke, dennoch durch Kraft und Fülle der Gedanken ausgezeichnet, mehrere derselben an Vittoria Colonna (st. 1547) gerichtet, die selbst mit ihren dem Andenken des Gatten gewidmeten Sonetten unter den zahlreichen Dichterinnen ihrer Zeit als eine der trefflichsten hervorragt. Auch der geistreiche Cardinal Pietro Bembo (st. 1547) und der gewandte Hofmann Graf Balthasar Castiglione (starb 1529) dürfen hier nicht fehlen; vor Allen aber verdienen Zweie mit Auszeichnung hervorgehoben zn werden: der, auch als lateinischer Dichter vortreffliche, Neapolitaner Jac. Sannazaro (st. 1530), der sein sanftschwärmerisches Gefühl in Sonetten und Canzonen und in einem mit anmuthigen lyrischen Stücken durchwebten Schäfergedichte „Arkadien" niederlegte, und der in feurigen Empfindungen schwelgende Modeneser Franc. Maria Molza (st. 1544), dessen Sonette die meisten gleichzeitigen an selbständiger Kraft übertreffen. Indem wir nur noch der schönen, durch formelle Vollendung ausgezeichneten Schiffersonette des früher genannten Nicc. Franco gedenken, übergehen wir viele Andere, Männer und Frauen, deren ganzes Verdienst sich auf die mehr oder minder gelungene Nachbildung petrarchischer Weisen beschränkt, und die es sich gefallen lassen müssen, unter dem zweideutigen Namen der Petrarchisten zusammengefaßt zu werden.

Immer sichtbarer wurde gegen das Ende des Jahrhunderts der Verfall der Poesie. Während einer langen Reihe von Jahren sah Italien unter

seinen Poeten fast nur frostige Nachahmer oder excentrische Geister, die Schwulst für Würde, Antithesen für Tiefsinn und eitle Spiele des Witzes für Glanz und Pracht der Darstellung verkauften. So die meisten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Den sichersten Weg schlugen immer noch diejenigen ein, die, von einer — wenn auch noch so beschränkten — Idee der Classicität geleitet, den Griechen und Römern sich anschlossen. Nur Wenige, die freilich mehr noch dem sechszehnten Jahrhunderte angehören, treten in eigenthümlicher Trefflichkeit hervor; so Battista Guarini (geb. zu Ferrara 1537, gest. 1612), der letzte unter den berühmteren Dichtern der Glanzperiode italienischer Literatur. Sein „Pastor fido", ein arkadisches Schäferspiel, wie der Amyntas des Tasso, entstand später, als dieser, und ist oft für eine blose Nachahmung desselben erklärt worden. Das ist er nicht, wiewohl einzelne Stellen nicht ganz frei von einem solchen Einflusse geblieben seyn mögen. Dagegen übertrifft er das Schauspiel des Vorgängers an Reichthum der Gedanken, an dramatischem Leben und an dem Pathos der Empfindung, das in diesem Stücke vielleicht zum ersten Male in Italien von der Bühne herab zu Thränen rührte. Dabei gedrängter im Ausdrucke, reicher an dichterischem Schmucke und mindest eben so reich an rhythmischen Schönheiten, würde er unbedingt vor jenem den Vorzug verdienen, wenn nicht hier und da das Uebermaaß des Sententiösen und jene Tändeleien des Witzes, die, unter dem Namen der Concetti, die nächste Zeit berüchtigt gemacht haben, auf eine bereits beginnende

Verirrung des Geschmacks hinwiesen, die noch unverkennbarer in Guarini's Sonetten und Madrigalen zu Tage liegt. (Werke, 1737. Der „treue Schäfer" oft einzeln gedruckt und übersetzt; deutsch von H. Müller.) — Zwiefach zu beklagen ist solche Verirrung, wenn sie auch die begabteren Geister mit sich fortreißt. So verfiel ihr Giambatt. Marino (geb. zu Neapel 1569, gestorben 1625), der, zu Besserem berufen, — wie ein deutscher Kritiker sagt — „Alles, was die Liebesdichter der Alten Weichliches und Ueppiges darbieten, mit dem Spielenden seiner italienischen Vorgänger zusammengeschmolzen und wie in ein weitläuftiges Meer von poetischen Süßigkeiten durcheinander gerührt hat." Marino's „Adonis", ein romantisch-mythologisches Gedicht, und „der bethlehemitische Kindermord" (Strage degli Innocenti) sind ebenso Zeugen der bedauernswürdigsten Geschmacklosigkeit als der ausgezeichneten Dichteranlage, die ihm auf geraume Zeit, zum Nachtheile der Poesie, ein fast europäisches Ansehen gewann. Die Schaar der Marinisten soll uns aber nicht aufhalten; lieber verweilen wir noch bei denen, die sich durch kritischen Sinn und das Studium besserer Muster von der Manier der Zeit frei zu erhalten wußten. Zu ihnen gehören: Aless. Tassoni (geb. zu Modena 1565, gest. 1635), dessen „Eimerraub" den Krieg der Bologneser und Modeneser um nichts Geringeres, als eben um einen geraubten Eimer, zum Gegenstande hat und — wohl nicht ganz mit Recht — für das erste komische Epos der italienischen Literatur gilt; Gabr. Chiabrera aus Savona (geb.

1552, gest. 1637), der, mit dem Geiste der griechischen Lyrik vertraut, sich in seinen lyrischen Gedichten, neben denen wir gern seine übrigen zahlreichen Werke vergessen, zuerst von dem gewöhnten Gleise entfernte und, wenn auch nicht, wie er oft genannt worden, der Pindar und Anakreon seines Volks, doch der Erste war, der durch einige treffliche ächte Lieder voll musikalischen Wohllauts für eine Dichtart erwärmte, die bis dahin fast unbekannt in Italien gewesen war, und Fulv. Testi a. Modena (st. 1646), der sich Horaz zum Vorbilde nahm, ohne sich mit ihm in etwas Anderem, als in dem philosophischen Ernste seiner Dichtungen messen zu dürfen. — Von den vielen größern und kleinern italienischen Blumenlesen aus den hier genannten Dichtern darf, als die umfassendste, der zu Venedig von 1784 an erschienene Parnasso italiano in 56 Bänden nicht unerwähnt bleiben.

Die dramatische Poesie, wie sie bald nach den ersten Versuchen zu Nachbildungen der Alten übergegangen war (s. Bd. 2, S. 133), hielt sich auch ferner noch an diese; aber die streng beobachtete aristotelische Regel konnte den lebendigen Geist nicht schaffen, wo er fehlte. Insbesondere gilt dies von dem Trauerspiele, in dem Italien nun einmal von jeher dem Auslande die Palme überlassen zu müssen, bestimmt schien. Der ersten regelmäßigen Tragödie, die als solche von den italienischen Literatoren angeführt wird, der „Sophonisbe" des Trissino, einem poesielosen Erzeugnisse des mühsamen Fleißes, reihet sich eine Menge ähnlicher Versuche an; aber ih-

ren Verfassern fehlt es so ganz an der tiefern Einsicht in das Wesen der Gattung, die sie bearbeiteten, und ihre Leistungen selbst sind so spurlos vorübergegangen, daß es kaum der Mühe verlohnen möchte, ihnen mehr, als diese wenigen Zeilen, zu widmen. — Von den Schäferspielen Tasso's und Guarini's, die mit festlicher Pracht zu Ferrara und Turin aufgeführt wurden und in ihrer Neuheit und Eigenthümlichkeit unstreitig zu den wichtigeren Erscheinungen der italien. Poesie gehören, ist oben die Rede gewesen. Ihre Nachahmer blieben weit hinter den Mustern zurück. — Auch das regelmäßige Lustspiel folgte den Alten, Plautus und Terenz. Ariosto (s. o.) und gleichzeitig mit ihm der Cardinal Bern. Dovizio da Bibbiena brachten die ersten selbständigen Versuche der Art auf die Bühne; aber weder die den römischen Dichtern abgeborgten Verwicklungen, noch die mangelhafte, meist höchst oberflächliche Charakteristik waren im Stande, ihnen einen dauernden Beifall zu gewinnen. Höher stehen die „Clizia" und die „Mandragola" des Nicc. Macchiavelli; vorzüglich zeichnet sich die letztere durch Wahrheit der Charaktere, ächte Komik und leichten Dialog aus, und sie würde länger auf der Bühne ihr Glück gemacht haben, wenn sie nicht durch Anstößigkeiten der gröbsten Art den Anstandsbegriffen einer spätern Zeit allzunahe getreten wäre. Possen im Volksstyle gaben Pietro der Aretiner und Grazzini. Außer ihnen verdienen noch der jüngere Buonaroti (st. 1626) mit seinem ländlichen Drama „La Tancia", das, obwohl mehr ein Werk der Reflexion, als des Ta-

lents, sich dennoch bis auf die neueste Zeit als Nationalstück in Ansehen erhalten hat, und der Neapolitaner Giambattista Della Porta (st. 1515) mit seinen dramatisirten Novellen, in denen schon spanische Einflüsse sichtbar sind, ausgezeichnet zu werden. Zweierlei indessen verursachte, daß das regelmäßige Lustspiel (commedia erudita) nie ganz in Italien emporkam, einmal die vorherrschende Neigung für das Lustspiel aus dem Stegreife (commedia dell'arte) mit seinen stehenden Masken, dem Dottore aus Bologna, dem Arlechino aus Bergamo, dem venezianischen Pantalon, dem Brighella aus Ferrara u s. w., und dann die immer wachsende Leidenschaft für die Oper. Das erstere fand an dem Paduaner Beolco Ruzzante (st. 1540) einen geschickten Vertreter, der durch Entwürfe den Schauspielern zu Hülfe kam und durch eigne Arbeiten im Geiste jener Stücke den Masken ein bestimmteres Gepräge gab; die Oper aber, indem sie alle sinnliche Reizmittel in Bewegung setzte, nahm bald den ganzen Enthusiasmus des für geistige Genüsse erschlafften Volks für sich dahin. Wenn bei frühern scenischen Darstellungen die Musik nur die untergeordnete Rolle einer Dienerinn gespielt hatte, so konnte es ihr, da ihre freiere Entwicklung mit dem Verfalle der Dichtkunst zusammentraf, nicht schwer werden, nun umgekehrt diese zur Dienstbarkeit zu zwingen. Der Erste, der das eigentliche musikalische Drama durch Einführung des Recitativs begründete — denn die Chöre der frühern Schäferspiele kommen hier nicht in Betracht — war der Florentiner Ottav. Rinuccini.

In Verbindung mit drei Tonsetzern schuf er die Oper „Daphne" (1594) und kurz darauf zwei andere: „Euridice" — zur Feier der Vermählung Heinr. 4. mit Maria von Medici — u. „Ariadne", die alsbald mit ihrem sinnlichen Pompe das redende Drama von den Bühnen Italiens verdrängten.

Auch die Prosa durchlief während dieses Zeitraums ihre Stadien. Lange noch galt der Novellenstyl Boccaccio's bei den Meisten als der einzig löbliche auch in jedem andern Kreise prosaischer Darstellung. Macchiavelli und Andere wiesen zwar früh auf die Alten und lehrten durch ihr eigenes Beispiel Einfalt und Würde; aber sie wurden auch von Vielen mißverstanden, die nun Alles an den Numerus des Periodenbaues setzten, bis endlich die Gedankenarmuth und der falsche Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts durch unleidliche Weitschweifigkeit und Künstelei das Verderbniß vollendeten.

Unter den Novellenerzählern nennen wir hauptsächlich Bandello (st. 1562), dessen 140 Novellen — Ven. 1566 — zwar an Anmuth denen des Boccaccio nachstehen, dagegen sie im raschen Gange der Erzählung übertreffen. Da sie abwechselnd auch Ereignisse aus dem Leben der Zeitgenossen vortragen, so empfehlen sie sich auch durch Neuheit, während die andern gleichzeitigen Novellisten meist nur von alten Vorräthen zehrten. Nicht geringern Beifall erwarb sich Franc. Straparola mit seinen „dreizehn freundlichen Nächten" (1551 und ferner), einer Sammlung von Novellen, Märchen, Fabeln und Schwänken, die von Spätern lange noch als reiche Fund-

grube benutzt ward. (Auswahl daraus übersetzt von Val. Schmidt unter d. Titel: Märchen des Strap.) — Die ehrenwerthesten Namen begegnen uns, indem wir in das Gebiet der strengeren Prosa hinübergehen. Zuerst der treffliche florentinische Maler Leonardo da Vinci (st. 1519) mit seinem Tractat „von der Malerei" (Rom, 1817) und andern zum Theil noch handschriftlichen Kunstaufsätzen; nach ihm aber sein Landsmann, der hellsehende, tugendhafte und staatskluge Niccolo Macchiavelli (geb. 1469, st. 1527) Wie derselbe als florentinischer Staatssecretair, in den Angelegenheiten seiner Vaterstadt, am französischen Hofe, am päbstlichen und an dem des deutschen Kaisers sein seltenes Geschick für diplomatische Unterhandlungen, dann aber in den 8 Büchern seiner unübertrefflichen „florentinischen Geschichte" und in seinen „Betrachtungen über die erste Dekade des Livius" die feurigste Begeisterung für Volksfreiheit in den Schranken der Gesetze bewährte, so sprach sein berühmtes und vielbesprochenes Buch, „von dem Fürsten" die Ergebnisse einer scharfen Beobachtung aus, indem es die Geheimnisse der Herrscherwillkür entschleierte und die Schritte der Bosheit, freilich in einer Weise darlegte, die das Buch selbst für alle nachfolgende Zeit zu einem Räthsel gemacht und zu Mißverständnissen und unverdienten Vorwürfen gegen den Verfasser Veranlassung gegeben hat. Wie sein ganzes Wesen von dem Geiste des Alterthums durchdrungen war, so ist auch seine Darstellung, in der sich die Eigenthümlichkeiten des Cäsar, Livius und Tacitus verschmel-

zen, dieser Denkart angemessen, kräftig, schmucklos und, bei allem Gedankenreichthume, voll der lebendigsten Klarheit. In dialogischer Form waren seine sieben Bücher „von der Kriegskunst" abgefaßt; aber besser gelang ihm der Dialog des Lustspiels, in dem er sich mit Leichtigkeit und Freiheit bewegt. — Ergriffen von dem Elende seines Vaterlandes, wie Macchiavelli, und, wie dieser, durch die Alten und die Schule eines politisch-thätigen Lebens gebildet, aber mit minderer Tiefe und Kraft, erzählt der Florentiner Franc. Guicciardini (geb. 1482, st. 1540) die „Geschichte Italiens" (Pisa, 1819) in 20 Büchern, ausführlich die Ereignisse der Jahre 1494 bis 1522, vor allem, um — nach seinen eigenen Worten — zu zeigen, „wie die verkehrten Maaßregeln der Herrscher meist ihnen selbst, immer aber den Völkern zum Verderben werden". — Viele gingen auf der Bahn der großen Vorgänger weiter; Keinem gelang es, über sie hinauszukommen, oder nur, sie zu erreichen, weder dem Florentiner Adriani, der mit lobenswürdiger Klarheit und Treue Guicciardini's Geschichte fortführte, noch dessen fleißigem Mitbürger Bened. Varchi, der gleichfalls die Geschichte seiner Zeit erzählte, — Anderer nicht zu gedenken. Nur Zweie, die noch ganz dem 16. Jahrh. angehören, dürfen wir hier nicht übergehen: den allen Freunden italienischer Kunst werthen Maler Georg. Vasari a. Arezzo (st. 1574), dessen „Lebensbeschreibungen der Maler, Bildhauer und Baukünstler", der erste gründliche Versuch einer ausführlichen Geschichte der neuern Kunst, durch eine Menge der wichtigsten

Nachrichten und durch viele treffende Bemerkungen über Kunst und Kunstwerke sich auszeichnen, und den genialen florentinischen Bildhauer und Goldschmidt Benven. Cellini (st. 1570), in dessen Abhandlungen über die von ihm betriebenen Künste, wie in der von Göthe meisterlich übersetzten Selbstbiographie, eine seltene Natur von eigenthümlicher Gediegenheit und Kraft sich ankündigt. Unter den Spätern tritt vor Andern bedeutend der wackere Davila (st. 1631) hervor. Seine Geschichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich von 1559 bis 1598 würde unter den besten Geschichtswerken Italiens eine Ehrenstelle einnehmen, wenn ein übertriebener Pragmatismus und das an sich löbliche Streben, überall die verborgensten Quellen der Ereignisse aufzuspüren, ihren Verfasser nicht allzuoft zu Spitzfindigkeiten verleitet hätte, die seine Treue in vielen Fällen verdächtigen. Ihm möge der freimüthige Kämpfer gegen päbstliche Untrüglichkeit, gegen Jesuitismus und Inquisition folgen, der Servitenmönch Paolo Sarpi zu Venedig (st. 1622). Die Geschichte des tridentinischen Concilium's, die er unter dem Namen Pietro Soave herausgab, der erste Versuch einer pragmatischen Behandlung der Kirchengeschichte in einer der neuern Sprachen, sollte vor allem zeigen, daß die Trennung der abendländischen Kirche zu vermeiden gewesen wäre, wenn die römische Curie, statt sich in weltliche Händel zu mischen, ihren usurpirten Rechten zum Nutzen der Kirche entsagt hätte. Minderes Verdienst hat des Card. Bentivoglio (st. 1644) Geschichte des flandrischen Kriegs, in der das allzusichtbare Ringen

nach Eleganz des Ausdrucks die reine historische Darstellung oft beeinträchtiget. — Vieles ward auch in andern Gebieten der Prosa zu Tage gefördert, Vieles lange hochgepriesen; Weniges möchte jetzt noch auf allgemeinere Beachtung Anspruch machen dürfen. Die zahlreichen Briefsammlungen, unter denen die des Pietro Bembo, des Giov. della Casa — des berühmten Uebersetzers der Aeneide — und des Annib. Caro, als Muster in ihrer Gattung, über Verdienst erhoben worden sind, zeigen wenigstens, was eine Zeitlang für vortrefflich in dieser Art hat gelten können. Unter den Rednern erwarben sich della Casa u. Sperone Speroni (st. 1588) Ruhm. Wenig leistete die Kritik des Kunstschönen, wie viele Federn sie auch in Bewegung setzte. Die Vermischung des Grammatischen mit dem Rhetorischen und Poetischen, die Vorneigung, alle neuere Poesie nach antikem Maaßstabe zu messen, das abergläubige Festhalten an dem Worte der Alten, überhaupt aber der Mangel leitender Grundsätze ließen dieselbe auch später nie recht auf italienischem Boden gedeihen. Die zahlreichen und erbitterten Fehden, die sich über einzelne Dichtwerke und Kunstansichten erhoben, wie über das Befreite Jerusalem, das Camillo Peregrino zum Schrecken einer großen Partei dem Rasenden Roland vorzuziehen wagte, über Guarini's Pastor fido und über Petrarca's poetisches Ansehen, veranlaßten unzählige Streitschriften, die an seichter Geschwätzigkeit einander überboten, ohne die Einsicht in das Wesen der Kunst im mindesten zu fördern.

2. Spanien. Drei seltene Menschen, Ferdinand, Isabelle und Ximenes, hatten die Macht der spanischen Monarchie gegründet, und diese wuchs bis auf Philipp 2. über die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hinaus unter steten Kämpfen zu einer Größe, die sie zum Schrecken der Welt machte. Handel und Gewerbfleiß blüheten während dieser Zeit in Spanien, wie in keinem andern europäischen Lande. Der Spanier, in dessen Charakter sich die großartigsten Elemente, der Hochsinn des Römers, der ritterliche Geist des Germanen und die Gluth des Arabers mischten, stand in merkwürdiger Eigenthümlichkeit, streng geschieden von allen andern Völkern der Erde. Erhoben durch ein Nationalgefühl, zu dem unter allen Europäern nur er berechtigt war, und durchdrungen von einem Geiste der Ehre, des sittlichen Ernstes und des tiefen religiösen Glaubens, schuf er sich, ohne Hülfe seiner Fürsten, die durch Despotismus und Inquisition mehr hemmten als förderten, seine Literatur. Diese erhielt sich, als ein selbständiges Erzeugniß des castilischen Geistes, ohne alle fremde Einflüsse ganz von sich zu weisen, dennoch immer in nationaler Eigenthümlichkeit bis zu der Zeit, wo unkluge Regierungsmaaßregeln eine politische Ohnmacht herbeiführten, die auf den Volksgeist und durch diesen auf die literarische Thätigkeit zerstörend zurückwirkte. Seit Philipp 3. (1598) trat ein Zustand der Erschöpfung ein, der sobald keinen neuen Aufschwung der Geister erwarten ließ. Dieses plötzliche Herabsinken von einer kaum erreichten Höhe wirkt um so niederschlagender, in je seltenerem Maaße sich kurz

zuvor noch fast alle äußere und innere Bedingungen des geistigen Fortschritts zu Gunsten dieses einen Volks vereinigt zu haben schienen. Welche reiche Ernte des Wahren, Schönen und Großen hätte auf Spaniens Boden gedeihen können ohne jenen finstern Despotismus, der so viel der edelsten Keime im Emporstreben erstickte! Nur auf dem Felde der Poesie und der Einbildungskraft bewegte sich der Geist ungehindert, zwar in den Schranken der Nationalität, aber um desto kräftiger und freier.

Die castilianische Sprache war seit der Vereinigung der Kronen von Castilien u. Aragonien die Staats- und Geschäftssprache der verbundenen Reiche und bald auch die herrschende Schriftsprache geworden. Reich an Worten und Wendungen, wohlklingend, nachdrucksvoll, leicht und voll Anmuth, Bedeutung und Tiefe, bot sie sich jedem Bedürfnisse, eben so geschickt zur Darstellung des Erhabenen und Majestätischen, wie des Sanften, Scherzhaften und Rührenden. Erwarb ihr einst das politische Ansehen der Könige Spaniens das Recht, als Sprache der Höfe und der Gebildeten von einem Ende des civilisirten Europa zum andern zu herrschen, so verdankt sie es der geistigen Macht ihrer Dichterfürsten, daß sie noch jetzt, da jenes Ansehn längst dahin ist, in allen Ländern zahlreiche Freunde zählt, die ihren Gehalt richtiger und tiefer zu würdigen wissen, als Jene, die in ihr nicht viel mehr, als einen Nothbehelf der Eitelkeit sahen.

Die Poesie der Spanier hatte mit Liedern und Romanzen begonnen, denen das Gepräge

nationaler Eigenthümlichkeit und eines christlich-ritterlichen Sinnes so tief aufgedrückt war, daß alle spätere spanische Dichtkunst aus ihnen, wie aus ihrer Wurzel hervorgewachsen erscheint, und daß selbst, als bald nach dem Beginne dieses Zeitabschnitts die alte Scheidewand der Pyrenäen sich öffnete und italienische Einflüsse nicht mehr zurückgewiesen werden konnten, dennoch in den entlehnten Formen der alte Geist fortlebte und, wie er sich auch mit dem Fremden vermischte, nie bis zur Unkenntlichkeit verwischt ward. Allerdings mußte auch Spanien, zu derselben Zeit, als es einen italienischen Staat nach dem andern seiner Herrschaft unterwarf, bis zuletzt das ganze Land seinen Gesetzen gehorchte, in der Literatur den gebieterischen Einfluß anerkennen, den Italien, als die Heimath classischer Studien und durch eine Anzahl trefflicher Dichter, auf die ganze gebildete Welt ausübte. Durch den Venezianer Andrea Navagero zu Granada aufgemuntert, soll zuerst Juan Boscan aus Barcellona (starb um 1540) die italienischen Hendecasyllaben und mit ihnen die petrarchische Weise in Sonetten und Canzonen seinem Vaterlande aus Italien zugeführt haben; gewiß ist es, daß durch ihn die Nachbildung jener fremden Formen in allgemeineren Gebrauch kam, wenn auch weder jetzt noch in der nächsten Zeit, als der aus dem Studium der Alten gewonnenen einseitigen Idee von Classicität immer mehr der Anhänger zufielen, die alte Romanzendichtung sich ganz verdrängen ließ. Ein großer Theil der Nation blieb der strengeren Volksweise zugethan; aber Viele sahen in ihr, wie es

zu geschehen pflegt, nur beschränkte und beschämende Armuth und hielten sich vornehm an die Formen des Auslandes, für welche Boscan die höheren Stände gewonnen hatte, in denen nun aber freilich die castilische Sprache ihre ganze Würde, Kühnheit und Bilderfülle entfaltete. Ihm schloß sich zunächst sein gleichgesinnter Freund Garcilaso de la Vega aus Toledo (st. 1536) an. Canzonen und Sonette, die Ergüsse eines liebevollen Gemüths, zum Theil auf den Ruinen Karthago's und an den Ufern der Donau gesungen, und Schäfergedichte, zu denen Sannazar ihm die Muster geliehen, erwarben ihm bei seinen Freunden den Ehrennamen des Fürsten der spanischen Lyrik. Ausgezeichnet durch eine schöne Sprache und einen edeln Geschmack, bildete er später eine Zeitlang ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die einreißende Verwilderung. Beide fanden einen hülfreichen Genossen an dem durch grausame Strenge berüchtigten Statthalter Karls 5. zu Siena, Don Diego de Mendoza (st. 1575), der, wie er, in seltsamen Widerspruche, selbst ein gefürchteter Diener der Gewaltherrschaft, ein anderes Werkzeug derselben, die Inquisition, bekämpfte, eben so, indem er mit beispielloser Härte den italienischen Volksgeist unterdrückte, zugleich den edleren Geistern des unterdrückten Landes in ihren Schriften huldigte und zärtliche Liebeslieder sang, während er Blutbefehle unterschrieb. Innig in seinen Liedern, Quintillen, Redondillen und Sonetten, geistreich und weltkundig in seinen horazischen Briefen, witzig und voll Leben als Erzähler, ward er die Bewunderung seiner Zeitgenossen

und bildete in Verbindung mit den zuvor genannten Zweien ein gefeiertes Triumvirat, von dem die neuere spanische Poesie — von den Literatoren die classische genannt — ihren Ursprung ableitet. Von Vielen ward ihre Bahn verfolgt. Die Idylle fand an zwei Portugiesen, Saa de Miranda und Montemayor (st. 1561), die, wie andere, in castilischer Sprache schrieben, glückliche Bearbeiter. Des Letzteren Schäferroman „Diana", in Prosa und Versen wechselnd, ward von Cervantes als mustergültig in seiner Art gepriesen. Hernando de Herrera (st. 1578) und Luis de Leon (st. 1591) folgten in ihren Oden, Canzonen und Sonetten toskanischen Mustern nicht ohne lebhaften Widerspruch von Seiten derer, die, der alten Weise getreu, im Geiste früherer Zeiten Lieder und Romanzen sangen, wie Pedro de Padilla und sein Zeitgenosse Christoval Castillejo (st. 1596). — Der epische Geist des Volks hatte in der Romanzendichtung die bequemste Form gefunden und war außerhalb derselben wie auf einem fremden Boden; dennoch war der Andrang der großen und reichen Gegenwart zu mächtig, als daß das abenteuerliche Spiel jener romantischen Weisen noch allgemein hätte ansprechen sollen. Um einem Äußersten zu entfliehen, gerieth man in ein anderes. Das Phantastisch-Ferne mußte dem Historisch-Nächsten den Platz räumen; aber der Erfolg lehrte, wie auf diesem Wege nicht leicht ein epischer Kranz zu erringen sey. Die versuchten Nachahmungen Tasso's gelangen nicht, obwohl unter denen, die sie wagten, ein Lope de Vega war, und die Heldengedichte

auf Karl 5. waren zu offenbare Fehlgriffe, als daß ihrer hier anders, als ganz im Allgemeinen, gedacht werden könnte. Höher steht die „Araucana" des Alonzo de Ercilla (st. um 1597), in welcher der siegreiche Kampf der Spanier gegen einen tapfern und freiheitliebenden amerikanischen Volksstamm, zwar ohne sonderlichen Aufwand von Phantasie und dichterischer Kraft, aber vortrefflich in einzelnen beschreibenden Stellen, zu denen das fremde Land und dessen Bewohner Stoff genug darboten, erzählt wird. Aber auch die lyrischen Erzeugnisse verrathen immer mehr das herannahende Verderben. Die Gebrüder Argensòla zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts werden unter dem Namen der spanischen Horaze erhoben; jedoch wir wissen, wie wenig ein solcher Titel auf der Wagschaale der Kritik zu bedeuten hat, und begegnen wir nun vollends auf unserm Wege um dieselbe Zeit einer versificirten Poetik, wie der des Vincente de Espinel (st. 1634), so errathen wir leicht, daß die schöne Zeit der span. Poesie ihrem Ende nicht mehr fern stehe. Als sichere Vorboten des nahen Verfalls aber müssen uns jene pomphaften Ueberladungen des Ungeschmacks gelten, die in der Literatur, wie der Flitterstaat verblühender Jungfrauen, die Kennzeichen des Alters, die sie verbergen sollen, nur sichtbarer zu machen pflegen. Auch Spanien hatte seine Marinisten, die die natürliche Schönheit durch literarische Putztischkünste und Schönheitspflästerchen zu erhöhen meinten, und die spanischen Conceptistos standen an Ueberschwenglichkeit ihren Brüdern in Italien nicht nach. Wie dort, gab auch

hier ein begabter Geist den Ton an, Luis de Góngora (st. 1627), dessen treffliche Jugendpoesieen mit seinen späteren Verirrungen in einer gesuchten, bis zur lächerlichsten Uebertreibung hinaufgeschraubten und verrenkten Sprache, die er „Estilo culto" nannte, nicht aussöhnen können. Umsonst erhob sich gegen die letzteren das Ansehen des humoristisch-witzigen Franc. de Quevedo y Villegas, der auch als anmuthiger Lyriker in die Reihen treten durfte. Von ihm wird weiter unten noch einmal die Rede seyn. Denn haben wir mit den bisherigen Bemerkungen, die sich in der Hauptsache auf den Gang der lyrischen Poesie beschränken, zugleich die Wandelungen im Allgemeinen angedeutet, die die spanische Dichtkunst im Laufe des sechszehnten und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erfuhr, so bleiben doch immer noch zwei Gattungen der dichterischen Darstellung übrig, mit denen erst der Kreis der reichen Poesie dieses Volks sich abschließt, das Drama und der Roman nebst der Novelle.

Die dramatische Kunst in Spanien erhob sich um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, zuerst unter ihren neueuropäischen Schwestern, aus dem Zustande der Kindheit, in dem wir sie im vorigen Zeitraume verlassen haben und eilte an der Hand dreier seltenen Geister — Cervantes, Lope de Vega und Calderon — mit raschen Schritten dem Gipfel der Vollendung zu. Miguel de Cervantes aus Alcala de Henares (geb. 1547, st. 1616) sah die Armuth der vaterländischen Bühne und weihete ihr, noch ehe er das Gebiet betrat, auf dem er sich unsterblich

machen sollte, seine jugendlichen Kräfte. Gegen dreißig Schauspiele, in denen er der Erste, wie er selbst sagt, allegorische Figuren auf die Bühne brachte, und unter denen „die Zerstörung von Numancia" als das bedeutendste in genialer Kraft sich hervorhebt, wurde mit lautem Beifalle zu Madrid empfangen (Lustspiele und Zwischenspiele, Madrid 1749). Aber während er in einem andern Kreise der Darstellung unbesiegt durch die Jahrhunderte gegangen ist, sollte in diesem schon sein nächster Nachfolger ihm den Sieg streitig machen. Lope de Vega Carpio aus Madrid (geb. 1562, st. 1635) trat auf und bemächtigte sich der dramatischen Alleinherrschaft so unumschränkt, daß selbst Cervantes in seinem Alter dem reicheren Genius, diesem Wunder der Natur, wie er ihn nannte, huldigte und kurz vor seinem Tode (1615) acht Schauspiele in Lope's Weise zum Drucke beförderte. „Er erfüllte", sagt von ihm Cervantes selbst, „die Welt mit trefflichen Lustspielen in solcher Menge, daß sie über zehntausend Bogen betragen. Giebt es auch Viele, die nach ähnlichem Ruhme getrachtet haben, so erreichen sie doch alle zusammen mit dem, was sie geschrieben, nicht die Hälfte dessen, was er allein hervorgebracht hat." In der That grenzt die außerordentliche Fruchtbarkeit dieses Dichters an das Wunderbare. Unerschöpflich in neuen, rührenden und sinnreichen Erfindungen, bereicherte er nicht allein die Bühnen seines Vaterlandes mit einer fast unglaublichen Masse von Stücken der mannigfaltigsten Art, sondern auch das Ausland, Frankreich, Deutschland, Italien und die Nieder-

lande schöpften aus ihm, als einer unversiegbaren Quelle. Freilich tragen die meisten seiner Arbeiten für die Bühne den Charakter dramatischer Improvisationen an sich; wie von selbst strömen ihm Gedanken, Verwickelungen, Situationen und Bilder zu, und im leichten Flusse gleiten Vers und Sprache dahin. Dies ist die Macht des Genius, die sich's allerdings auch nicht selten allzuleicht macht und oft mehr, als billig, nach dem Beifall der Menge hascht, der ihm denn auch im vollsten Maaße zu Theil ward. Neben dem vielen Geistreichen und Trefflichen giebt es auch des flüchtig Entworfenen, Oberflächlichen, Matten und Unbedeutenden Vieles. Uebrigens versuchte er sich in allen damals üblichen dramatischen Weisen, in heroischen Dramen, Intriguenstücken (auch Mantel- und Degenstücke genannt), Possen, geistlichen Spielen (Autos sacramentales), dramatisirten Heiligenlegenden, (Vidas de Santos), in allegorischen Vorspielen oder Loas und in burlesken Zwischenspielen (Entremeses und Saynetes). Die alte Sammlung seiner Theaterstücke (1635) ist sehr selten; eine Sammlung seiner übrigen Werke (epische Gedichte, Eklogen, Novellen u. s. w.) erschien 1776 zu Madrid; drei dramatische Gedichte Lope's sind übersetzt von v. d. Malsburg in: Stern, Zepter, Blume, 1824. — Wir wenden uns von Lope zu dem gefeiertsten aller spanischen Dichter, zu dem Heros der spanischen dramatischen Poesie, Don Pedro Calderon de la Barca (geb. 1601 zu Madrid, gest. 1687). Blieb er auch an Fruchtbarkeit weit hinter seinem Vorgänger zurück, so gehört doch

auch seine Muse zu den ergiebigsten aller Literaturen. Mit dem vierzehnten Jahre begann er zu dichten, und die Literatoren nennen über hundert und zwanzig Trauer- und Lustspiele, mehr denn hundert geistliche Stücke, hundert Zwischenspiele und viele nicht dramatische Werke, die seinen Namen tragen. Wir dürfen es nicht wagen, in diesem engen Raume auch nur versuchsweise die Eigenthümlichkeit dieses großen Geistes zu schildern. „Alles ist bei ihm", sagt A. W. Schlegel, „nach sichern Grundsätzen mit den tiefsten künstlerischen Absichten in vollkommener Meisterschaft ausgearbeitet. Er hat überall das, was seinen Vorgängern schon für Form galt, wiederum zum Stoff gemacht; ihm konnte nirgends weniger, als die edelste und feinste Blüthe genügen". Es sind dies die Worte eines deutschen Kunstrichters, der sich das Verdienst erworben hat, den spanischen Dichter zuerst in seiner ächten Gestalt in Deutschland einzuführen. Wir haben dieselben hier aufgenommen, um mit ihnen auf das meisterhafte ausführlichere Charaktergemälde hinzuweisen, dem sie entnommen sind (Vorles. über dramat. Kunst, Bd. 2, Abth. 2, S. 352 folg.). Auch Cald. zog alle übliche Formen des Drama's, heroische Schauspiele, Comedias de capa y espada, Autos und Fiestas, in seinen Kreis. Die Eigenthümlichkeiten des Spaniers, sein feuriges Gemüth, seine ritterliche Tapferkeit und Vaterlandsliebe, die Anhänglichkeit an seine Kirche und seine leidenschaftliche Liebe, daneben eine Phantasie, die bei aller ihrer Gluth den Scharfsinn nicht ausschließt, geben seinen Dichtungen einen durch und durch

nationalen und fremdartigen Anstrich; dennoch erfreuen die besseren jeden für Poesie Empfänglichen, die einen durch romantischen Zauber und durch Schilderungen gewaltiger Leidenschaft, die andern durch kunstreiche Verwickelung und überraschende Auflösung, wieder andere durch die Gluth religiöser Begeisterung, die sich oft in den kühnsten Metaphern Luft macht, oder durch opernartig phantastische Pracht und ein seltenes Geschick, das Tiefgedachte in heiteres Spiel zu verwandeln, viele durch treffliche Charakteristik, insbesondere heroischer weiblicher Naturen, die meisten durch Bedeutsamkeit der Plane, und alle durch eine vollendete Diction und einen höchst kunstreichen Bau der Verse. Dagegen kann er dem Vorwurfe eines oft schleppenden Dialogs nicht entgehen, so wie auch wohl viele seiner Stücke nicht als Kinder der Begeisterung, sondern der Gewohnheit oder der drängenden äußern Veranlassung sich ausweisen. Mehrere haben früh in Nachbildungen die Bühnen des Auslands bereichert; einige, wie „der standhafte Prinz" und „das Leben ein Traum", sind in treuen Uebertragungen auch in Deutschland von dem gebildeten Publikum mit Theilnahme aufgenommen worden. (Eine Ausgabe der Calderon. Stücke besorgte dessen Bruder, Don Joseph, noch bei Lebzeiten des Dichters zu Madrid 1673; eine spätere Apontes ebendas. 1759 und 60. In gelungenen Uebersetzungen brachte zuerst A. W. Schlegel, dann Gries und v. d. Malsburg ihn den Deutschen näher.)

Die Entwicklung der castilischen Prosa ging von der nähern Bekanntschaft mit der altclassi-

schen Literatur und mit den Leistungen der Italiener in ungebundener Rede aus. Bald gewann sie jene regelmäßige Gestaltung und Präcision, der die besseren Schriftsteller treu geblieben sind, und jene Fülle des Wohlklangs und Majestät des Periodenbaues, die der spanischen Prosa einen so eigenthümlichen Zauber verleiht. Mit besonderer Liebe ward der Roman und die Novelle bearbeitet. Der frühern Versuche der Art ist oben (Bd. 2, S. 124) schon gedacht worden. Eine neue Gattung von Romanen, die unter dem Namen der „Schelmenromane" (del gusto picaresco) bekannt sind, kam mit dem „Lazarillo von Tormes" des Don Diego Mendoza (s. S. 32) in Aufnahme. Obwohl nur eine Jugendarbeit — Mendoza schrieb seinen Roman noch als Student in Salamanca, — zeugt er doch von einer so richtigen Auffassungsgabe und trägt mit so muthwilliger Laune und in einer so schönen Sprache die lustigen Züge schlauer Gewandtheit und List vor, daß er bald zu einem vielgelesenen Volksbuche werden mußte. (Tarragona, 1586. Uebers. von J. G. Keil) Aus der Unzahl von Nachahmungen ist, als die bedeutendste, „Don Guzman de Alfarache" des Mateo Aleman zu nennen. In gleicher Menge schossen aus üppigem Boden Novellen an Novellen hervor, darunter die der Auszeichnung werthen des Perez de Montalvan. Alle aber überstrahlte der erfindungsreiche, weltkundige, mit Phantasie, Witz und Laune, wie Wenige, ausgestattete Miguel de Cervantes in seinen zwölf Novellen (Madrid, 1824; übers. v. Soltau), vor

allen aber in seinem unsterblichen „Don Quixote“ (Berl. 1804), einem Romane, der, zunächst gegen das Unwesen der Ritterromane gerichtet, mit unübertroffener Ironie die Geschichte eines gutmüthigen Thoren erzählt, um die Thorheit zu strafen, daneben eine Fülle von Poesie entfaltet, die, in Verbindung mit der kunstreichen und besonnenen Anlage des Ganzen, dem regen Leben, der Wahrheit in den Charakteren, der glücklichen Vereinigung von Scherz und Ernst und der vollendeten Sprache, das Buch zu einem höchst gelungenen Meisterwerke der erzählenden Dichtkunst macht, so wie dasselbe, als lebendiges Gemälde des spanischen Geistes und Lebens auch von dieser Seite eine unerschöpfliche Quelle des Genusses ist. Es ist in alle europäische Sprachen übersetzt, und die Namen Don Quixote und Sancho Pansa sind als symbolisch-bedeutsame Namen in dem Munde aller Welt. L. Tieck's meisterhafte Uebersetzung hat den scharfsinnigen Ritter von La Mancha zu dem Unsrigen gemacht. Ein zweiter Roman „Persiles und Sigismunda“ erschien erst nach Cervantes Tode (N. Ausg. Madr. 1818). Von seinen übrigen Werken nennen wir: „die Galatea“, einen Schäferroman (zuerst 1584), und die „Reise auf den Parnaß“, ein satyrisches Gedicht in Terzinen (Madr. 1784). Der „Numancia“ ist oben bereits Erwähnung geschehen. — Keinem nach ihm gelang es so, die Geißel des Lächerlichen gegen die Mißbräuche der Gesellschaft zu schwingen, als jenem kenntnißreichen und gewandten F r a n c. d e Q u e v e d o y V i l l e g a s (geb. zu Madrid 1580, gest.

1645), den wir oben schon als lyrischen Dichter ausgezeichnet haben, und der, wie sein Leben selbst einem abenteuerlichen Romane gleich sah, in dieser Gattung eine neue Bahn öffnete. Nirgend findet man Stolz und Armuth in ähnlicher Weise gepaart, als noch jetzt unter dem castilianischen Adel, von dem ein großer Theil bei dem trockenen Brote, das ihn nährt, auf nichts sinnt, als auf Mittel, mit Anstand und Würde in der Welt zu erscheinen und die Ehre der Ahnen zu behaupten. In ihrer ganzen Lächerlichkeit stellt diese bettelstolzen Müssiggänger der „Gran Tacano" des Quevedo dar, ein Roman, der, in der Weise der oben gegenannten Schelmenromane, als ergötzliches und treues Sittengemälde ansprach, und dem eine lange Reihe sogenannter „Bettlerromane" folgte. — Eine Sammlung alter Novellen (Novelas amorosas) erschien zu Saragossa 1648, eine andere (Coleccion de Novelas) zu Madrid 1787. Phantastisch ausgeschmückte geschichtliche Romane gaben Perez de Hita und Garcilaso de la Vega („Geschichte Peru's", 1609, und „Florida", 1605.)

Lange hatte die spanische Prosa zu kämpfen, bevor sie zur Kraft und Würde des Lehrstyls sich durcharbeitete. Als diejenigen, die in dieser Beziehung die ersten Muster aufstellten, werden genannt: der gelehrte Geistliche Perez de Oliva (st. 1533) mit seinem „Dialog über die Würde des Menschen", sein Neffe Ambr. de Morales, Pedro de Valles, Cervantes de Salazar und Luis Mexia, deren Schriften zusammengedruckt zu Madrid 1772 erschienen sind.

Ihnen folgten: Juan Huarte mit seinem „Examen de Ingenios", das Lessing übersetzte (1752), der kräftige Eiferer für die Menschenrechte der Indianer in Amerika, der edle Bischof von Chiapa: Bartol. de las Casas (st. 1556), mit zahlreichen — zu Sevilla 1552 gedruckten — Werken, und Andere, über die wir auf ausführlichere Literaturgeschichten verweisen müssen. Nach solchen Vorarbeiten erst konnte die breite Chronikengeschwätzigkeit der frühern Zeit einer edleren historischen Darstellung Raum geben, und es fehlte nicht an solchen, die mit Liebe den vorhandenen reichen geschichtlichen Vorrath verarbeiteten, so weit dies in den Fesseln, die Despotismus und Inquisition dem Geschichtsschreiber anlegten, möglich war. So schrieb der Historiograph Philipps 2., Ambrosio de Morales (s. ob.), seine allgemeine Chronik von Spanien, eine Fortsetzung der früheren des Florian de Ocampo; so Diego de Mendoza, der den Alten auch in ungebundener Rede glücklich nacheiferte, seine Geschichte des Kriegs gegen die Mauren in Granada; so bewährte Geronymo Zurita in den Jahrbüchern der Krone von Aragonien seinen pragmatischen Geist, der Jesuit Juan Mariana (geb. zu Talavera 1537, gest. 1623), der in seiner Abhandlung „vom Könige" den Tyrannenmord vertheidigte, in seiner zuerst lateinisch geschriebenen, dann von ihm selbst übersetzten Geschichte Spaniens fleißige und gründliche, obwohl neuerdings verdächtigte Forschung, so endlich Ant. de Herrera in seinen „Decaden" seine Zuverlässigkeit und seinen Sinn für stylistische Vollen-

dung. Später aber brach die von Gongora herbeigeführte Entartung des Geschmacks auch in die Prosa ein und ward durch Balthasar Gracian (st. 1652) und dessen rhetorisches Werk: „Agudeza y arte de ingenio" herrschend.

3. Portugal. Schnell erreichte, nachdem Vasco de Gama's Entdeckung dem Thätigkeitstriebe einen neuen Spielraum angewiesen hatte, unter Emanuel des Großen Regierung (1495 bis 1521) Portugal den Gipfel seiner Macht. Ein großer König, Männer voll Unternehmungsgeist und Heldenmuth, ein kräftiges Volk, zu jeder Anstrengung bereit, boten einander die Hände, und der glückliche Erfolg erhob das Nationalgefühl und weckte den Geist zu würdigen Bestrebungen. Das rege wissenschaftliche Leben, das unter Emanuel begonnen, dauerte auch unter seinem Nachfolger, Johann 3. (1521 bis 1557), fort, der in ihm eine der sichersten Grundlagen des allgemeinen Wohlstandes ehrte. Aber Johann öffnete später seine Lande der Inquisition und den Jesuiten, und der Zögling der Letztern, König Sebastian, ließ seinen großen Dichter Camoens in Armuth darben. Unter ihm sank die literarische Thätigkeit; in gänzlichen Verfall aber gerieth sie, seitdem das unglückliche Land unter spanischer Herrschaft allen Jammer des geistlichen uud weltlichen Drucks erfahren mußte. Poesie und Geschichtschreibung hatten ihre Blüthenzeit verlebt, und das Mittelmäßige nahm den Ruhm der Vortrefflichkeit dahin. Auch die Rückkehr der Selbständigkeit des Staats (1640) konnte das erschöpfte geistige Leben nicht wieder verjüngen.

Die portugiesische Sprache, eine Schwester der castilianischen, gehört unstreitig zu den schönsten des romanischen Sprachstammes. Der Spanier selbst nennt sie eine Blumensprache, und auch die mögen nicht Unrecht haben, die sie als eine Sprache der Liebe und des weichen Genusses charakterisiren. „Nicht leicht", sagt von ihr ein Kenner, „kann eine Sprache gefunden werden, die sich dem schmelzenden Gefühle, in allen Abstufungen von der süßesten Lust bis zur wildesten Sehnsucht, Wehmuth und Trauer, so anschlösse, als die portugiesische. Sie hat für jene Sphäre einen Reichthum von ganz eigenthümlichen Worten, die sich durch Bedeutung und Klang wie von selbst in die Seele einschmeicheln. Es ist eine Sprache, gegen welche in dieser Rücksicht nicht nur das Italienische hart und rauh, sondern auch das Spanische als herbe und nördlich erscheint, die südlichste und süßeste Blüthe aller provenzalisch-romanischen Sprachen, übrigens viel einfacher, als jene beiden so kunstreich ausgebildeten".

Eine solche Sprache, als das Eigenthum eines musikalischen Volkes, wie das portugiesische ist, mußte den Erguß des schwärmerischen Gefühls begünstigen, und wir dürfen schon daraus abnehmen, daß es in Portugal während der kurzen Zeit seiner Blüthe nicht an beifallswerthen Erscheinungen im Felde der Lyrik gefehlt haben möge. Durch italienische Weisen war, wie wir gesehen haben, vor geraumer Zeit schon der Geist des Liedes unter den Lusitanen geweckt worden. Leider hat sich wenig von jenen frühern Klängen erhalten, und von dem Inhalte des von José Fer-

reira Gordo 1790 zu Madrid aufgefundenen Cancioneiro ist nichts zu öffentlicher Kunde gekommen. Mit der Heldenzeit des Volks hob sich auch dessen Poesie. In allen Formen versuchte sich von nun an die jugendliche Kraft, in keiner aber häufiger und — ein großes episches Dichtwerk ausgenommen — mit mehr Glück, als in dem Liede und der Ekloge. — Die Reihe der berühmteren portugiesischen Dichter beginnt Bernardin Ribeyro, welcher am Hofe Emanuels seine Liebe sang, deren geheimer Gegenstand die königliche Tochter selbst war. Er lehrte die Portugiesen zuerst in dem Hirtenleben ein Ideal des menschlichen Daseyns erblicken und ward mit seinen anmuthigen, süßschmachtenden Hirtengedichten der Vater einer seit ihm von Vielen mit Vorliebe bearbeiteten, aber nach und nach in schale Eintönigkeit sich auflösenden Gesangsweise. Die meisten Dichter sangen, neben der Portugiesischen, auch in castilianischer Sprache, in jener, wie es scheint, am liebsten, wenn es galt, die Süßigkeiten der Liebe in sanfter Herzenssprache auszudrücken, in dieser, wenn für den darzustellenden Gedanken eine Sprache voll Hoheit und Adel die passendere schien. So Saa de Miranda, der unter den spanischen Dichtern bereits oben seine Stelle gefunden hat. (Werke Lissab. 1784.) Dagegen setzte Anton. Ferreira (st. 1569) seinen Stolz darein, nur in der Muttersprache zu dichten. (Ged. Lissab. 1771.) Wie Miranda, nahm er die Alten zu seinen Vorbildern, vor allen Horaz, dessen Geist er in der poetischen Epistel zu erreichen suchte. Er erwarb sich durch Eleganz und Rein-

heit der Sprache, wie durch die Vollendung der von ihm gebrauchten, meist italienischen, Versformen, den Namen des ersten classischen Dichters der Portugiesen und den bedenklichen Ruhm, eine Schule gegründet zu haben, die, im Gegensatze zu denen, welche der regelloseren volkthümlichen Poesie anhingen, für antike Correktheit den Reiz des poetischen Lebens dahingab. Hoch über Beiden stand Luis de Camoens (geb. zu Lissabon 1524 — nach Sismondi 1529), der trefflichste aller lusitanischen Dichter, dessen aufstrebenden Geist die widrigsten Schicksale nicht zu beugen vermochten. Vor Ceuta verlor er fechtend das rechte Auge; verkannt in seinem Vaterlande, schiffte er sich nach Goa ein, wo er, entrüstet über die Schändlichkeiten der portugiesischen Verwaltung in Indien, seinen Zorn in einer Satyre ergoß, die ihm die Verbannung nach Macao zuzog. Noch zeigt man hier auf dem höchsten Punkte des Isthmus, der Macao mit dem chinesischen Festlande verbindet, die Stelle, wo Camoens, umgeben von aller Naturpracht des Orients, seine Lusiade dichtete. Endlich nach fünf Jahren zurückberufen, litt er auf der Reise Schiffbruch und rettete, auf einem Brete schwimmend, außer seinem Leben nichts, als die Handschrift seines Gedichts. In Goa erwarteten ihn neue Leiden. Auf eine ungegründete Anklage hin ward er verhaftet, dann freigesprochen, aber auf den Antrag seiner Gläubiger noch so lange gefangen gehalten, bis Freunde sich für ihn verbürgten und ihm durch Vorschüsse die Rückkehr nach Europa möglich machten. Er fand das Vaterland von der Pest

heimgesucht und Niemanden, der sich des rathlosen Dichters angenommen hätte. Zwar widmete er sein großes Gedicht dem jungen Könige Sebastian; aber der kleine Jahrgehalt, den dieser ihm aussetzte, reichte nicht hin, ihn nur vor den drückendsten Nahrungssorgen zu schützen. Ein Sklav, den er aus Indien mitgebracht hatte, mußte für ihn zur Nachtzeit die kärgliche Nahrung erbetteln, die ihm das Leben fristete. Aber unerschüttert stand er, so lange das Schicksal nur gegen ihn selbst seine Pfeile sendete; als jedoch mit Sebastians Tode der Staat, dessen Größe er besungen hatte, unterging, da brach seine Lebenskraft, und er starb 1579, ein Jahr nach Sebastian, wahrscheinlich in einem Hospitale. Unsterblich haben ihn die Werke seines Geistes gemacht. In seinen kleinen lyrischen Gedichten — Sonette, Canzonen, Redondillen, Stanzen u. s. w. — finden sich, um die Worte eines geistreichen Beurtheilers zu brauchen (s. Europa, Bd. 1. St. 2.), „alle die Vorzüge, die man an der portugiesischen Sprache und Dichtkunst überhaupt zu preisen hat, Anmuth und tiefes Gefühl, das Kindlichste und Zarteste, alle Süßigkeit des Genusses und die hinreißendste Schwermuth, Alles in einer Reinheit und Klarheit des einfachen Ausdrucks, dessen Schönheit nicht vollendeter, dessen Blüthe nicht blühender seyn könnte". Die „Lusiade" (Os Lusiadas — zuerst Lissab. 1572, später oft, auch mit Commentaren von Manoel de Faria y Sousa u. A.; deutsch von Kuhn und Winkler) ist das Hauptwerk der gesammten portugiesischen Literatur. Die Schauplätze der Heldenthaten seiner Landsleute

begeisterten den Dichter zur Verherrlichung ihres Ruhmes. Vasco de Gama's Seereise nach Indien bildet die historische Grundlage; aber nicht der kühne Schiffer, sondern das Vaterland selbst ist der Mittelpunkt des von einem edeln Nationalstolze und dem Geiste einer lieblichen Schwärmerei getragenen und durchdrungenen Gedichts, das, wenn auch der Einheit in dem gewöhnlichen Sinne ermangelnd und durch die eigenthümliche Vermischung des Heidnischen mit dem Christlichen gegen die geläufigen Begriffe verstoßend, dennoch einen Reichthum großer Schönheiten in sich schließt (wir erinnern an den Riesen Adamastor, den Wächter des Vorgebirgs der Stürme, und seine Erscheinung und an die berühmte und rührende Episode von Ines de Castro), und als der Schwanengesang eines untergehenden Heldenvolks, der noch jetzt zum Theil im Munde der Nachkommen lebt, ja als die vollendetste Blüthe einer merkwürdigen Literatur, bedeutend genug ist, um den größern Raum, den wir ihm und seinem Dichter gewidmet haben, zu entschuldigen. (Werke, Paris 1815.) Dafür werden für das, was noch übrig ist, wenige Andeutungen genügen. Zu denen, die im Streben nach Correctheit der Form das Wesen der Poesie fast gänzlich aus den Augen verloren, gehören im sechszehnten Jahrhunderte noch Pedro de Andrade Caminha, mit Eklogen, Epigrammen und Elegieen, und Diego Bernardes mit seinen Sonetten und geistlichen Liedern. Etwas später kam Rodriguez Lobo (um 1580) der herrschenden Neigung mit seinen Schäferpoesieen entgegen, die

für den Mangel an Handlung und Charakteren durch die Zartheit der Empfindung und den Zauber der Sprache und des Versbaues in den eingestreueten Canzonen und Romanzen entschädigen. Nicht ohne Verdienst war sein Zeitgenosse Jeronymo Corteréal, der in zwei epischen Gedichten die „Belagerung von Diu" und den „Schiffbruch des Manoel de Sousa" besang. Der vielschreibende Manoel de Faria y Souza, der am Schlusse dieses Zeitraums lebte, mag hier noch als ein Beispiel genannt werden, wie ein ausgezeichnetes Talent durch die Sucht, in Allem glänzen zu wollen, sein Ziel verfehlt, so groß auch der Einfluß seyn mag, den es eine Zeitlang auf die Menge ausübt.

Das Drama wollte nie auf portugiesischem Boden gedeihen, und die ersten Versuche im regelmäßigen Schauspiel von Gil Vicente (gest. 1557) sind auch die einzigen, von denen wir einige Kunde zu nehmen haben. Sie verdienen dies schon darum, weil sie die Vorläufer und Vorbilder waren, denen Lope de Vega und Calderon folgten; aber sie werden auch in Hinsicht auf Erfindung und Sprache gerühmt, und lange behauptete sich Vicente als Lieblingsdichter des Volks. Dennoch ließ die Vorliebe für Schäferpoesie und Epopöe den Geschmack am Theater nie recht aufkommen, und was Miranda und Ferreira, nach römischen Mustern, für dasselbe thaten, war so wenig im Geiste der Nation, daß es die Theilnahme für die vernachlässigte Gattung nicht beleben konnte; später aber ward mit

der spanischen Herrschaft auch das spanische Drama nach Portugal verpflanzt.

Auch in Prosa gelang nur Wenigen Auszeichnungswerthes. So lange die Nation in freier Unabhängigkeit glücklich lebte, ließ der vorherrschende poetische Geist es zu ruhigerer Darstellung nicht kommen, und als dazu die Zeit erschienen war, wehrte der fremde Druck die freie Mittheilung des Gedankens in Rede und Schrift. Im Roman, wo ein freierer Spielraum gegeben war, würde Bedeutenderes geleistet worden seyn, wenn nicht Bern. Ribeyro's (s. o.) „Menina e Moça" (das unschuldige kleine Mädchen) zu jener beschränkten Gattung von erzählenden Darstellungen, in denen die Charaktere des ritterlichen und eines idealen Hirtenlebens durcheinanderspielen, den Ton angegeben hätte. Größer ist in Bezug auf Correctheit und Wohlklang der Darstellung das Verdienst des Rodr. Lobo (s. o.), der in Romanen und andern prosaischen Schriften zeigt, was auch in diesem Kreise die Sprache vermöge. Seinem Vorgange verdankt Portugal seine besten Geschichtschreiber, die in der Heldenzeit ihres Volkes einen reichen Stoff vorfanden. So erzählte Joao de Barros unter Johann 3. in seiner trefflichen „Asia", dem Werke, dem Europa die erste sichere Kunde über Indien verdankt, die Thaten der Portugiesen bei Entdeckung und Eroberung der Meere und Lande des Orients (mit den Fortsetzungen von Couto und Andern, Lissab. 1777); Fern. Lopes de Castanheda widmete demselben Gegenstande ein großes Geschichtswerk (Coimbra, 1552). Die

wichtigen Jahrbücher Albuquerque's, eines der größten Männer seiner Zeit, gab sein Sohn (1557) heraus; Damiao de Goez schrieb eine Chronik des Königs Emanuel, und Bernardo de Brito (st. 1617) mußte, vom Tode überrascht, die Fortsetzung seiner allzuweitläuftig angelegten, aber männlich geschriebenen „Monarchia Lusitana" Andern überlassen. Der tugendhafte Bischof von Sylvez in Algarbien, Jeron Osorio (st. 1580) setzte in seiner Geschichte Emanuels seiner Duldsamkeit ein schönes Denkmal, und Freyre de Andrade (1657), mit dem wir die Uebersicht der portugiesischen Literatur in diesem Zeitraume schließen, lieferte in seinem „Leben des Don Juan de Castro", vierten Vicekönigs von Indien (Lissab. 1671), ein Werk, das unter seinen Landsleuten noch jetzt als ein Meisterstück der Biographie gepriesen wird und, in mehrere Sprachen übersetzt, seinem Verfasser auch außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes einen Namen erworben hat.

4) Frankreich. Mit dem Eintritte des sechszehnten Jahrhunderts brach für die geistige Bildung der Franzosen ein neuer Morgen an. Der dritte Stand hatte sich, zum Theil durch die gegen die Macht des Adels gerichteten despotischen Maaßregeln Ludewigs 11., erhoben und begann bereits unter dem Schirme der Freiheit sich der Wohlthaten einer lebhaftern bürgerlichen Betriebsamkeit zu erfreuen. Die Städte blüheten empor, und ein lebendiger Sinn für wissenschaftliche Beschäftigung durchdrang allmählig die bis dahin geistig vernachlässigten Classen des Volkes.

Die italienischen Feldzüge unter Karl 8. und Ludewig 12. brachten mit einem Volke in Berührung, unter welchem Künste und Wissenschaften längst begeisterte Pfleger gefunden hatten. Die vorhandenen Büchersammlungen wurden mit den Schätzen Italiens bereichert, und ausgezeichnete Gelehrte nach Frankreich gezogen, aus deren Schulen Männer, wie Budé, Danés, Vatablus u. A. hervorgingen. Ludewig 12. sorgte selbst für die Beförderung der Würdigsten, und Franz 1. (1515 bis 1547) zog alsbald nach seiner Thronbesteigung einen Kreis von Männern um sich, die, wie Guill. Cop, Guill. Budé, du Chatel, Pellisier u. A., durch Talent u. Kenntnisse glänzten. Mit weiser Beachtung des wahren Bedürfnisses gründete er, zunächst zum Behufe des Unterrichts in den alten Sprachen, neben der Universität das Collège royal, bei dem er tüchtige Lehrer mit ansehnlichen Besoldungen anstellte und das, ungeachtet des Widerspruchs der älteren Anstalt, als eine Pflanzschule gründlicher Gelehrsamkeit, sich immer mehr befestigte und lange Zeit ein wohlbegründetes Ansehn behauptete. Wie er so die Lebenden zum Dienste der Wissenschaften herbeirief und vereinigte, so bannte er auch die Verstorbenen in seinen Kreis, indem er ihre Werke sammelte und mit ihnen (1527) den Grund zu der königlichen Bibliothek zu Fontainebleau legte, der er die trefflichsten Männer als Ordner und Verwahrer vorsetzte und deren Vorräthe er durch immer neue Erwerbungen in Italien, Griechenland und selbst in Asien vermehrte. So verdiente sich Franz den Ehren-

namen eines „Vaters der Wissenschaften", den ihm Frankreich ertheilte, und der wohl manchen seiner Fehler deckt. Die edeln Keime fanden unter den nächstfolgenden Regierungen keine Pflege und verdanken es zumeist ihrer eigenen Kraft, daß sie nicht untergingen. Nicht zu verkennen ist jedoch der Einfluß, den das Ausland — insbesondere Italien und Spanien, die mit ihren Moden auch ihre Literatur den Franzosen zusandten, und Deutschland, dessen Protestantismus durch ganz Frankreich sich Anhänger und Freunde erwarb — auf das geistige Leben des erregbaren Nachbarvolkes ausübte. Nach einer unglücklichen Zeit fanatischer Kämpfe, in denen Ströme Bürgerbluts geflossen waren, vereinigte Heinrich 4. die streitenden Parteien um den Thron und stellte, unterstützt von Sully's Geiste, Rechtlichkeit und Thateifer, den gesunkenen Wohlstand seines Reiches wieder her. Vieles geschah für die wissenschaftlichen Anstalten, Bibliotheken, Schulen und Universitäten. Das Edict von Nantes (1598) hatte den Hugenotten ihre Rechte gesichert, und diese beeiferten sich, durch Theilnahme an den geistigen Bestrebungen der Zeit der erhaltenen Zugeständnisse sich würdig zu machen. Eifrige Beförderer der Wissenschaften kamen den wohlwollenden Absichten des Fürsten entgegen, und lange noch ward das Verdienst des wackern Fabre de Peiresc (st. 1637 als Parlementsrath zu Aix) vom In- und Auslande geehrt. Vieles ging (1610) mit Heinrich 4. zu Grabe. Cardinal Richelieu (seit 1624) schützte zwar die Wissenschaften, weil er sie durch Gewohnheit liebgewon-

nen hatte und weil sie in der Wagschaale Frankreichs, dessen Erhebung er fest im Auge hielt, ein zu bedeutendes Gewicht waren, als daß der Alles erwägende Machthaber sie hätte vernachlässigen sollen; aber sie mußten, wo es galt, seinen Zwecken dienen, und die französische Akademie der Vierziger, zu der er 1635 den Grund legte, hatte zunächst die Bestimmung, die kritischen Ansichten des gewaltigen Mannes zu beglaubigen. Sie ward später die Gesetzgeberinn der Sprache und des Geschmacks in Frankreich und half das gepriesene Zeitalter Ludewigs 14. herbeiführen, dessen glänzende Erscheinungen uns im folgenden Zeitraume beschäftigen werden.

Die französische Sprache hatte sich durch Uebersetzungen aus römischen Schriftstellern wie durch selbständige Arbeiten in gebundener und ungebundener Rede fortgebildet. Manches Neue und Fremdartige in Worten und Redarten mischte sich so dem Alten bei, bis sich durch fortgesetzte Anwendung Eines in das Andere verarbeitete. Noch war es jedoch eine Zeitlang dem Autor verstattet, mit Freiheit seine Sprache zu handhaben. Während daher die Einen an den alten Wortbildungen und Wendungen festhielten, Andere durch eingeschwärzte griechische und römische Formen dem Genius der Sprache Gewalt anthaten, machten Einzelne, wie Marot und seine Genossen, das Gesetz der Reinheit und Correctheit vor allem geltend und bahnten den eifrigen Sprachreinigern des siebzehnten Jahrhunderts, an deren Spitze Malherbe stand, den Weg. In der Akademie erhob sich bald darauf eine polizeiliche

Behörde für die Sprache, die jeder neuen und fremdartigen Form den Zugang mit Strenge verwehrte und auf lange hinaus den Vorrath der Sprache, wie das Formelle derselben, bestimmte. — Die etymologischen Forschungen Henri Etienne's, Fauchet's und Pasquier's im sechszehnten Jahrhunderte wurden später durch die von Menage und Du Fresne übertroffen.

Die Geschichte der französischen Sprache ist zum großen Theile zugleich die Geschichte der französischen Poesie. — Die volleren Laute der nordfranzösischen Harfe waren längst verklungen; aber ihre Nachhalle tönten noch fort durch das funfzehnte bis hinüber in das sechszehnte Jahrhundert. Der Geist einer schwärmerischen Liebe, der noch in Jean Froissart's, des Geschichtschreibers (S. Bdchn. 2, S. 122), anmuthigen Rondeaux und Pastourellen entzückt hatte, schuf auch später manches Liebliche in ähnlichen Weisen, am liebsten in Quatrains und Trioletten, und wenn die von Vanderbourgh (1803 zu Paris) herausgegebenen Gedichte der Clotilde von Vallon Chalys (geb. 1405, st. nach 1495) nur zum Theil ächt sind, so beweisen sie, daß, wie sehr sich auch das dichterische Treiben mehr und mehr in bloses geselliges Unterhaltungs- und Reimspiel verflachte, das wahre poetische Leben am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts keineswegs ganz erstorben war. Neue Nahrung ward ihm jetzt am Hofe des ritterlichen Franz 1. Der Geist der alten Chevalerie konnte nicht wiederkehren; aber es war etwas ihm Aehnliches, was, von dem jungen geistreichen Könige be-

günstiget, ins Leben trat. Pracht, Frauendienst und Kunstliebe verbreiteten um den Fürsten einen Glanz und eine Wärme, in denen die etwa noch vorhandenen Keime geistiger Thätigkeit schnell zur Entwickelung gedeihen mußten. Des Königs Schwester, Margarethe, Königin v. Navarra (st. 1549), hin und her schwankend zwischen Gesinnungen der Weltlichkeit und religiösem Ernste, dichtete mit Leichtigkeit und Anmuth in Prosa und Versen, wie die Novellensammlung „Heptameron" (1559) und die von einem ihrer Kammerdiener gesammelten „Perlen" (Les Marguerites de la Marguerite des Princesses, Lyon, 1549) darthun. Viele folgten ihrem Beispiele; aber Wenige hielten sich frei von den Einflüssen des Hofes, der immer gebieterischer den Geschmack bestimmte und, indem er jedes bedeutendere Talent in seine Sphäre zog und der Eitelkeit desselben schmeichelte, die Fesseln seiner beschränkteren Ansicht ihm aufzwang. Paris ward von nun an der Mittelpunkt, von dem aus der Geist der französischen Poesie seine Richtung erhielt. Unter Allen, die an Franz des Ersten Hofe sangen, gelangte Keiner zu größerem Ansehn, als der heitere, gefällige, gutmüthigwitzige Clement Marot (geb. zu Cahors 1495, st. 1544), so wenig seine Werke, — Elegieen, Rondeaux, Epigramme und Episteln (Paris 1824), — auf tiefere poetische Bedeutung Anspruch machen. Was in diesen heitern Tändeleien am meisten zusagte, die Naivetät der Empfindung und des Ausdrucks und die Correctheit der Sprache, weckte Andere zur Nacheiferung, unter denen Marot's

Freund, Mellin de St. Gelais (st. 1558) vorzüglich in der leichtbehandelten Form des Madrigals sich auszeichnete. (Werke, Par. 1779). Wenige erreichten die Vorgänger; die meisten verloren sich in poesielose Spiele des Witzes, oder scheiterten, wo sie höher hinausstrebten, an der eigenen Unkraft. Eine Auswahl ihrer Gedichte findet sich in: Recueil des plus belles pièces des poëtes français etc. Paris 1692, und in: Bibliothèque poétique, ou nouveau choix des plus belles pièces de vers depuis Marot etc. Paris 1745. — Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts trat ein Dichter auf, der mit einigen gleichgesinnten Freunden entschiedener, als bisher geschehen, der hergebrachten nationalen Weise den Krieg erklärte und die von den halbverstandenen Alten und den Italienern entlehnte Regelmäßigkeit durch sein Beispiel gegen die Licenz früherer Zeiten in Schutz nahm. Es war dies Etienne Jodelle (geb. 1532, st. 1573), der als Vater des neueren französischen Drama's weiter unten noch einmal genannt werden wird, der aber auch hier schon als einer der ersten französ. Sonettendichter Erwähnung verdient. Die mit ihm verbunden waren — von ihrer Zahl hießen sie die „französisch. Plejaden" — meinten ein großes Verdienst sich zu erwerben, wenn sie für das, was bis dahin im Sinne des Volks für Poesie gegolten hatte, etwas ganz Anderes, ungleich Anspruchvolleres und Vornehmeres darboten. Mit ihnen ging die alte Naivetät der Sprache, mit wenigen Ausnahmen, für immer verloren, und fast nur in der Gattung

der Chansons erfreueten später noch dann und wann einzelne Nachklänge derselben. Am meisten blendete eine Zeitlang unter den Dichtern des Siebengestirns Pierre de Ronsard (geb. 1525, st. 1585), der eigentliche Stifter dieser Schule, unter dem Namen des Fürsten der französischen Dichter von seinen Zeitgenossen bewundert und von zwei Königen, Heinrich 2. u. Karl 9., vor Allen ausgezeichnet; leider aber hielt er sich in seiner Nachahmung nur an die Schaale, die er mit Beiwörter- und Phrasenprunke aufputzte, deren Kern ihm aber meist entschlüpfte, weil es ihm an Tiefe des Gemüths und an schöpferischer Kraft gebrach. (Werke, Paris, 1623). Weiter noch gingen, wie sklavische Nachahmer pflegen, diejenigen, die in seine Fußstapfen traten, und nur Joach. du Bellay hielt sich in den Schranken der Mäßigung und fand vor dem Richterstuhle der spätern französischen Geschmackskritik einige Gnade. Auch in der von den Italienern entlehnten Sonettenpoesie, die, durch Katharina und Maria v. Medicis am Hofe eingeführt, bald die Lieblingsform ward, in der Dichter und Dichterlinge bis auf Ludewig 14. hinab wetteiferten, hielt sich die Nachahmung weniger an die Innigkeit Petrarca's, als an die Concetti und epigrammatischen Spiele der späteren Zeit des Verfalles. Unsere Leser würden es uns nicht danken, wenn wir sie mit einem langen Verzeichnisse zum Theil vergessener Namen behelligen wollten. Wohl ward der Irrthum in der Folge erkannt; aber die Rückkehr zur Natur konnte allein nicht frommen, und rhetorische Eleganz lei-

stete keinen Ersatz für den Mangel poetischer Kraft. Weder Jean Bertaud noch Phil. Desportes vermochten etwas mehr, als durch den Gegensatz die Mängel der Vorgänger einleuchtender zu machen. Da erschien endlich in François de Malherbe (geb. 1555 zu Caen, st. 1628) der Geist, dem die französische Poesie bis auf unsere Zeit herab als ihren Leitstern folgen sollte. Mit ihm trat eine Umwälzung in der Ideenwelt und Sprache der Dichter ein, die früher zwar schon vorbereitet worden, aber durch ihn erst zur Vollendung gedieh und den Ansprüchen der altfranzösischen ritterlichen Poesie auf immer ein Ende machte. Verlor die Sprache von nun an die Kraft zu jeder romantischen Erhebung und die dichterische Freiheit der alten Zeit, so gewann sie dafür an grammatischer Folgerichtigkeit und jenem rhetorischen Rhythmus, der wohl oft noch in dieser Literatur als Stellvertreter des dichterischen Elementes gelten mußte. In jenen Vorzügen war Malherbe Meister, und sie, nicht die geniale Kraft des Dichters, erwarben ihm die Herrschaft und machten seine Werke zu einem Typus für alle nachfolgenden Zeiten. In diesem Sinne nennt ihn La Harpe „das Muster des edeln Styls, den Schöpfer der französischen Lyrik“. (Poesieen, N. A. Par. 1815.) Der Einfluß Malherbe's auf die Sprache bewährt sich bereits in den Werken des Satyrikers Mathurin Regnier (st. 1613). Mit juvenalischer Herbe straft derselbe in sechszehn lebendigen Sittengemälden die Thorheiten, mehr noch die Laster seiner Zeit. Er ward das Muster, nach dem in

der Folge Boileau zum Theil sich bildete. Die metrische Form, deren er sich in allen seinen Satyren bediente, war der von nun an immer herrschender werdende Alexandriner. (Sammlung der Satyren u. a. Werke Regnier's, Paris, 1746.) Diesen Vorgängern schließt sich eine Anzahl zierlicher und witziger Versificatoren an, die ihre Zeit pries, die wir aber ohne Verlust mit Stillschweigen übergehen können. Vieles hieher Gehörige liefert auch die Bibliothèque française von Goujet, Bd. 13 bis 16. — In der vielbearbeiteten Gattung des Schäfergedichts traf nur der Marquis v. Racan, Malherbe's Schüler, stellenweis den Ton, der der Schilderung ländlicher Sitte zusagt. — Größeres konnte dem zumeist auf flüchtige Unterhaltung des Augenblicks ausgehenden französischen Geiste noch nicht gelingen; wo derselbe einen Anflug zu Höherem nahm, mißglückte das Unternehmen in der Regel gleich beim ersten Versuche. Darum ist oben, wo von Ronsard die Rede war, dessen „Franciade", ein schwülstiges, mühsam erkünsteltes Epos, mit Stillschweigen übergangen worden, und eben darum begnügen wir uns auch hier, Chapelain's „Pucelle", als den bekanntesten jener erfolglosen Versuche, nur zu nennen.

Nur im Drama wurden schon in diesem Zeitabschnitte Schritte gethan, die würdigere und großartigere Leistungen versprachen. Noch erhielten sich bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Mysterien, wie die von den Schreibern der Bazoche eingeführten Moralitäten und Possen in Ansehen, und die von

Lustigkeit übersprudelnde Farce „Meister Pathelin, der Advokat", wurde noch lange gern gesehen, zumal, da eine geraume Zeit noch verging, bevor Anderes, dem feiner gebildeten Sinne Zusagenderes an die Stelle jener rohen Spiele trat. Aus der Richtung, die unter Franz 1. Wissenschaft und Kunst nahmen, war vorauszusehen, daß das französische Drama sich nicht frei aus den vorhandenen Keimen entwickeln werde. Noch entbehrten die andern Literaturen des neueren Europa der Muster in dieser Gattung, und so blieb nichts übrig, als entweder auf der betretenen Bahn selbständig fortzuschreiten, oder unter den Alten die Vorbilder zu suchen, deren man zu bedürfen meinte. Das auflebende classische Studium in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts entschied für das Letztere; aber leider kümmerte man sich wenig um den Geist der Alten und glaubte genug gethan zu haben, wenn man gewisse Aeußerlichkeiten streng beobachtete, deren Kenntniß man weniger dem Studium der großen griechischen Meister, als dem oberflächlich begriffenen Aristoteles und dem der modernen Kunstansicht verwandteren Seneca verdankte. So waren die Geister vorbereitet, als unter Heinrichs 2. Regierung Jodelle (s. o.), damals ein zwanzigjähriger Jüngling, mit seiner „Cleopatra" hervortrat. Die neue Gattung fand den Beifall des Hofes und des tonangebenden Publicums, und die alten Bühnen vermochten sich nicht länger zu halten. Was die Tragödien Jodelle's von allen früheren Versuchen unterschied, die strenge Beobachtung der aristotelischen

Einheiten, die Wahl rein historischer Stoffe aus griechischer und römischer Vorzeit mit Verschmähung des Einheimischen, die Mischung des Modernen und Antiken in Charakteren und Sitten und das Rhetorische des Dialogs, blieb fortan das unterscheidende Merkmal des französischen Trauerspiels, und nur der Chor, den Jodelle aus den Tragödien der Alten aufnahm, wurde von den Späteren als unwesentlich hinweggelassen. Auch im regelmäßigen Lustspiele wies er die Bahn, die Andere nach ihm mit größerem Glücke verfolgten. (Werke, Paris, 1574.) Wem daran gelegen ist, diejenigen, die zunächst nach Jodelle die neue Bühne versorgten, kennen zu lernen, findet Namen und Proben in der reichhaltigen „Geschichte des franz. Theaters“ von Parfait (Amsterd. 1735), auf die wir verweisen. Nur dies sey hier noch bemerkt, daß das französische Drama neuen Styls zu eigentlicher Herrschaft erst seit dem Jahre 1592 gelangte, wo die Brüderschaft zum Leiden Christi (s. Bd. 2 S. 122) ihre Bühne an Schauspieler verpachtete, die sich in ihren Darstellungen auf regelmäßige Stücke beschränkten. Rob. Garnier bearbeitete meist Stoffe des Sophocles, Euripides und Seneca, wagte es schon in einem seiner Stücke, den Chor zu beseitigen und erhob die regelmäßige Aufeinanderfolge männlich und weiblich gereimter Alexandriner zum Gesetz. Seit 1600 hatte Paris zwei stehende Theater, deren eines den fruchtbaren Trauerspieldichter Alex. Hardy besoldete. Neben den Alten bot sich nun auch die reiche spanische Bühne der Nach-

ahmung dar, und Jean Rotrou (st. 1650), der den dramatischen Kunststyl veredelte, war nicht der Einzige, der ganze Stücke von da entlehnte. Auch der, mit dem die dramatische Kunst der Franzosen in die Epoche ihrer classischen Vollendung eintrat, Pierre Corneille (geb. zu Rouen 1606, st. 1684), konnte im Anfange seiner Laufbahn den Einfluß der spanischen Bühne nicht von sich weisen. Gehört dieser Schriftsteller auch mit der letzten Hälfte seines Lebens dem folgenden Zeitabschnitte an, so fällt doch ein guter Theil seiner Werke schon in diesen, und es sey uns verstattet, mit ihm für jetzt die Reihe der französischen Dichter zu beschließen. Das Stück, das seinen Ruhm begründete, und mit dem der Franzos sein Jahrhundert Ludwigs 14. anhebt, der „Cid" erschien im J. 1636. Dasselbe, unstreitig eines der trefflichsten Werke der französ. Poesie, ist aus dem Spanischen des Guillen de Castro entlehnt, und, wie sein Held ein spanischer ist, so herrschet darin auch die Ansicht des Spaniers von Liebe und ritterlicher Ehre und ein Schwung der Begeisterung, der den Zauber erklärt, den das Stück, ungeachtet akademische Kritik Manches dagegen einwendete, von jeher ausgeübt hat. (Uebers. v. Gr. Benzel-Sternau.) Leider verließ Corn. sogleich in seinen nächsten Stücken den hier eingeschlagenen Weg und heiligte durch sein Beispiel das Nationalvorurtheil der Franzosen, daß für die Tragödie Ereignisse griechischer und römischer Vorzeit, wie überhaupt der alten Geschichte, tauglicher seyen, als einheimische, romantische Stoffe, daß übrigens der

Held, welcher Zeit er angehöre, es sich gefallen lassen müsse, in moderner französischer Tracht über die Bühne zu schreiten. Die früheren Stücke C.'s unterscheiden sich, wie überhaupt durch freiere Behandlung, so auch dadurch von den späteren, daß die in ihnen vorkommenden tragischen Gestalten, zumeist von solcher Verkleidung frei, in objektiverer Wahrheit hervortreten; aber die Akademie, die, Richelieu an ihrer Spitze, solches nicht einsah, verwarf das Wahrste als unwahrscheinlich und unschicklich und verschuldete zum Theil die Rückschritte des Dichters — wenn wir es so nennen dürfen — und, bei ihm wie bei seinen Nachfolgern, die sklavische Unterwürfigkeit unter eine von oben beliebte tragische Convenienz. Das Streben Corneille's ging vor Allem auf Darstellung einer heroischen Größe in würdevoller und kräftiger Sprache; minder gelang ihm der Ausdruck sanfterer Empfindungen. Außer dem Cid gehören zu seinen berühmteren Tragödieen: „die Horatier", „Cinna", „der Tod des Pompejus", „Polyeuct" und „Rodogune". (Werke, Paris, 1817). Die andern tragischen Dichter der Franzosen und der Vollender ihres Lustspiels, Moliere, fallen ganz oder mit dem größeren Theile ihrer schriftstellerischen Thätigkeit dem folgenden Zeitraume anheim. — Nur dies werde noch bemerkt, daß auch die Oper um diese Zeit in Frankreich Eingang fand. Singspiele, die mit Maskentänzen am Hofe aufgeführt wurden, hatten schon gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts Ronsard u. A. geliefert; aber erst der Cardinal Mazarin führte die eigentliche italienische

Oper, zuerst die komische 1645, und einige Jahre später auch die ernste ein, und die Wirkung, welche die Vereinigung von Musik, Gesang und Theaterpomp hervorbrachte, führte bald darauf zu ähnlichen Versuchen in französischer Sprache. —

Für die Prosa blieben die Memoirenschreiber der frühern Zeit lange noch Muster. Ein gewisser Pedantismus ritterlicher Höflichkeit erhielt sich in ihr bis tief in das sechszehnte Jahrhundert hinein, wo Amiot, Rabelais und Montaigne die Sprache zu einem freieren Gange nöthigten. Später lernte sie den Gesetzen der Akademie gehorchen und gewann dadurch mehr und mehr an zierlicher Correctheit und verständiger Klarheit, die seitdem auch Vorzüge der französischen Prosa geblieben sind.

Unter dem ritterlichen Könige Franz und in der nächsten Zeit herrschte der Ritterroman, der, der eleganten Poesie der Zeit gegenüber, die Formen und die Sprache der Vorzeit festhielt und in seiner prosaischen Hülle oft reicher an wahrer Poesie war, als die gleichzeitigen metrischen Kunstleistungen im Tone der classischen Alten. Als aber nach Heinrichs 2. Tode die Freude an jenen Darstellungen erlosch, mußten Novellen die Lücke ausfüllen, die, wie die im „Heptameron" aufbewahrten der Königinn Margaretha v. Navarra (s. o.), in der Weise der italienischen Erzähler wahre und erdichtete Vorfälle zum Theil mit gefälliger Leichtigkeit vortrugen. Die sittliche Licenz der Zeit verläugnet sich in ihnen, selbst in den von erlauchter Frauenhand geschriebenen, eben so wenig, als in den satyri=

schen Romanen, die nach ihnen eine Zeitlang den Beifall der Lesewelt fanden, und in denen Franç. Rabelais (geb. zu Chinon 1483, st. 1558) mit seinem „Gargantua und Pantagruel" als unübertroffener Meister vorleuchtete. Rabelais ward noch sehr jung in den Franciskaner-Orden aufgenommen, verließ aber mit päbstlicher Erlaubniß das Kloster und ward Benedictiner. Da ihm aber auch jetzt, ungeachtet der minder strengen Regel, das Klosterleben nicht zusagte, widmete er sich zu Montpellier der Arzneikunde, übersetzte Hippocrates, zeichnete sich durch seine Vorträge aus und reiste später mit seinem Gönner, dem Cardinal du Bellay, nach Italien. Seine Berühmtheit verdankt er dem oben genannten Romane, in dem er mit kühnem Spotte und unverwüstlicher Laune einzelne Stände, hauptsächlich die Bettelmönche, in deren Orden er seine Jugend verlebt hatte, die gelehrten Pedanten und die Sachwalter seiner Zeit, oft mit treffender Wahrheit, meist aber die Züge in's Ungeheure und bis zum Zerrbilde vergröbernd, in kecker Sprache züchtigte, zur Freude der Mehrzahl seiner Leser, aber zum großen Aerger des Clerus und der Sorbonne, die seine Schriften (N. Ausg. mit Erklärungen, Paris 1822) verbot. — Der Franzos springt gern von einem Aeußersten zum andern; so sehen wir auch unmittelbar nach den satyrischen Romanen, die der Gargantua ins Leben rief, eine ganz entgegengesetzte Gattung sich Beifall erwerben, die der Schäferromane, in denen die Sentimentalität romantisch-ritterlicher Galanterie in Liebes-

abenteuern, Gesprächen und Briefen sich über die Gebühr breit macht, und für die zuerst die der Diana des Montemayor nachgebildete „Astrea" des Honoré d'Urfé (st. 1625) den Enthusiasmus der Zeitgenossen erweckte

Die Sprache der Beredtsamkeit, durch classische Studien unterstützt, erhob sich in diesem Zeitraume allmählig aus dem Zustande pedantischen Schulzwanges zu freierer Bewegung, und es ist anziehend, den Bildungsgang derselben zu verfolgen, wie er insbesondere in den auf unsere Zeit gekommenen Parlamentsreden vorliegt. S. Harangues et actions publiques etc. Paris, 1609, und Goujet's Bibliothèque Franç. T. 2. Der Einfluß Cicero's läßt sich in den gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts gehaltenen „Plaidoyers" des Parlamentsrathes Marion, eines eifrigen Gegners der Jesuiten, (Par. 1602) eben so wenig verkennen, als in den kraftvollen, auch durch Leichtigkeit der Diction ausgezeichneten Reden des Bischofs du Vair, der sich in ihnen, wie in seinen Uebersetzungen aus Demosthenes und Aeschines, zugleich als einen Vertrauten griechischer Beredtsamkeit bewährte. Später verstummte die freie Rede vor dem Despotismus der Minister, der im Rathe des Volks seinen Sitz nahm. — Die Sorgfalt, die jetzt auch der brieflichen Darstellung zugewendet ward, und das löbliche Beispiel, das Frankreich in dieser Beziehung später dem Auslande gab, nöthigt uns, einige Augenblicke dabei zu verweilen. Lange dauerte es, bevor der angemessene Ton gefunden ward. Indessen geschahen doch schon jetzt Fort-

schritte zum Bessern unter Richelieu, der selbst mit dem Beispiele kräftigerer Darstellung voranging, während Balzac (st. 1624) und Vinc. de Voiture in der Kunst, französischen Esprit in die gefälligen Formen der damaligen feineren Hofsprache einzukleiden, miteinander wetteiferten.

Was die Geschichtschreibung betrifft, so konnten auch ferner die zahlreichen Memoiren auf ungetheilteren Beifall rechnen, als die tiefere historische Forschung. Was jene brachten, lag den Zeitgenossen näher oder berührte sie unmittelbar, gab ihrer Unterhaltungslust reichlicheren Stoff und belehrte ohne allzugroße Anstrengung durch die Aufschlüsse, die es über den geheimen Gang der Intrigue und über die verborgensten Erscheinungen des menschlichen Herzens ertheilte. In ihnen erhielt sich lange noch etwas von jener kunstlosen Treuherzigkeit, die in den älteren Memoiren der französischen Literatur so anziehend ist. Daß diese Treuherzigkeit oft den Charakter der Schaamlosigkeit annahm, lag im Geiste der Zeit. Nirgend ist dies vielleicht mehr der Fall, als in den berüchtigten Memoiren Brantome's (st. 1614), die für die Sittenlosigkeit der Höfe Karls 9. und Heinrichs 3. ein Zeugniß ablegen. Ungleich anmuthiger erscheint die Naivetät in dem „Leben Bayard's" von einem ungenannten Geheimschreiber des Ritters ohne Furcht und Tadel (N. Ausg. Grenoble, 1651); in den Memoiren Sully's (geb. 1559, st. 1641) aber, einem anziehenden Gemälde der Regierung Heinrichs 4., das für den geschilderten König wie für seinen Maler gleich einnimmt, nähert

sich die Darstellung, obwohl noch oft an die alte Chronikenweise erinnernd, bereits dem Style der spätern Memoiren, der unter Richelieu ein bleibendes Gepräge erhielt.

Ohne den Weg strenger philosophischer Untersuchung einzuschlagen, verbreitete sich in der Weise freier geselliger Unterhaltung und in dem Tone altfranzösischer Naivetät Michel de Montaigne (geb. 1533 in Perigord, st. 1592) über philosophische Gegenstände der mannigfaltigsten Art in seinen geistreichen „Essais", die eben so durch die merkwürdige Eigenthümlichkeit der Ansicht und der Darstellung, als durch den Reichthum ächter Lebensweisheit, den sie in sich schließen, über ihre Zeit sich erheben. (N. Ausg. Par. 1818. Uebers. v. Bode, 1793.) Aermer an Gedanken, aber von gerundeterem und fließenderem Ausdrucke sind die didaktischen Schriften Balzac's (s. o.), der unter Anderm auch einen „Fürsten" schrieb, um das Lob eines schwachen Königs, Ludwigs 13., zu feiern. Der edle, in böser Zeit mannigfach erprobte Kanzler von Frankreich, Michel de l'Hospital (st. 1573) bethätigte, wie in seinem Leben, so in seinem schriftlichen Nachlasse (Par. 1824 u. 1826) die Wahrheitsliebe und Furchtlosigkeit eines ächten Weisen, mehr vielleicht noch, als Pierre Charron (st. 1603), der in der Manier seines Freundes Montaigne, aber ohne dessen Geist „über die Weisheit" schrieb. (Traité de la sagesse, Dijon 1801.) Noch nennen wir zuletzt den wackern, um Fortbildung der Sprache verdienten Uebersetzer des Longus und Plutarch, den Lehrer der königlichen Prin-

zen unter Heinrich 2., Jacques Amiot (st. 1593), und den trefflichen reformirten Theologen, Theodor Beza (st. 1605), dessen polemische Schriften, Satyren und historische Forschungen auch das Gebiet der Sprache erweitern halfen.

5) England und Schottland. Mit Heinrich 7. war 1485 das Haus Tudor zum englischen Throne gelangt, und auf die Kämpfe zwischen der rothen und weißen Rose, die durch Heinrichs Vermählung mit Elisabeth von York ihre Endschaft erreicht hatten, war eine Zeit glücklicher Ruhe gefolgt. Der Wohlstand des Landes blühete empor und bereitete der Kunst und Wissenschaft einen gedeihlichen Boden. Aber die sieben und dreißigjährige blutige Regierung seines despotischen Nachfolgers, Heinrichs 8., (1510 bis 1547) hemmte die Fortschritte zum Bessern, und weder die angemaßte Autorschaft des Königs, der mit seiner Schrift über die sieben Sakramente gegen Luther auftrat und wohl auch in poetischen Formen sich versuchte, noch die später vom Eigennutz gebotene Losreißung desselben vom Pabste, die, statt Freiheit zu bringen, nur die Fesseln vertauschte, vermochte das geistige Leben anzuregen, das in unersprießlichen theologischen Meinungskämpfen sich wenig gefördert sah. Was unter Heinrichs Nachfolger, dem kaum dem Knabenalter entwachsenen, allzu früh verstorbenen Eduard 6., für die Verbreitung der Reformation geschah, wurde durch Mariens grausame Verfolgungswuth wieder zerstört, welcher in kaum fünf Jahren mehr denn achthundert blutige Opfer fie-

len. Endlich bestieg (1558) Elisabeth den englischen Thron, die größte Königinn, die die Geschichte kennt. Sie legte den Grund zu der Größe des britischen Staats. Unter ihr ward auch der Kampf der Parteien beschwichtiget und die Reformation ohne Blutvergießen in ihre Rechte wieder eingesetzt. Nun trug die schon seit Heinrich 8. in England eingeführte italienische Philologie ihre Früchte, und unter dem Einflusse eines neuerblüheten Wohlstandes gelangte das Volk allmählig zum Mitgenusse derselben. Glücklicherweise regierte Elisabeth lange genug (bis 1603), daß das Schönste, was zu ihrer Zeit in's Leben trat, sein Wachsthum vollenden konnte. So warf die Herrlichkeit dieser gesegneten Zeit ihren Schimmer noch hinüber in die nächstfolgende der Stuarte, die nach Elisabeth den englischen Thron bestiegen, und der pedantisch-gelehrte K. Jacob 1. setzte der Fortbildung der Nation mindest keine Hindernisse entgegen. Auch die ersten Regierungsjahre des unglücklichen Karl 1. ließen den nahen Verfall nur ahnen, der nicht mehr abzuwenden war, als die aus politisch-religiösen Mißverständnissen erwachsene puritanische Revolution dem Throne, der Kunst und allen Freuden und Ergötzlichkeiten des Lebens den Krieg ankündigte. Mit dem Haupte des Königs (1649) sank die eigenthümliche Herrlichkeit Alt-Englands, und was später an ihre Stelle trat, war, wenn auch preiswürdig und groß, doch ein ganz Anderes.

Die Sprache gewann zu Anfange dieses Zeitraumes und im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts durch Uebersetzungen aus alten Spra-

chen. Homer, Virgil, Ovid und Seneca wurden übergetragen; daneben auch italienische Dichter. Die Sorgfalt, mit der von den Uebersetzern die Versmaaße der Urschriften nachgebildet oder möglichst ähnliche an ihre Stelle gesetzt wurden, förderte die Sprache auch in prosaischer Hinsicht. Vor allem aber gab die Uebersetzung der Bibel (seit 1535) ihr ein festeres Gepräge und die Bestimmtheit im Ausdrucke, die ihr noch mangelte.

Höchst merkwürdig ist der Gang, den die Poesie auf britischem Boden nahm. Das Meer, das seine Gestade umgürtete, konnte den Zufluß neuer Ideen und Ansichten, die von Italien aus nach allen europäischen Ländern ausströmten, nicht abwehren. Jenes Land, das in seiner Bildung dem übrigen Europa vorausgeeilt war, das die Schätze des Alterthums nach allen Seiten hin ausgesendet hatte und das die Schule gewesen war, in der dem Norden und Westen unsers Welttheils das Verständniß classischer Bildung aufging, übte auch im Gebiete der Poesie eine Herrschaft aus, von der, wie wir gesehen haben, keine der bisher genannten Literaturen sich frei zu erhalten vermochte. Der Glaube an die Untrüglichkeit des italienischen Geschmacks fand überall, so weit europäische Kunst und Wissenschaft reichte, seine Anhänger. Auch England folgte diesem allgemeinen Zuge. Wie die griechischen und römischen Dichter, deren Kenntniß bald unerlaßlich schien, wußten auch Petrarca und Boccaccio in die Gunst der Gebildeten sich einzuschmeicheln, und wir werden weiter unten

sehen, was ihnen die englische Literatur schuldete. In dem schottischen und englischen Volksliede nur rettete sich die hergebrachte Nationalweise unverkümmert in die neue Zeit herüber. Zwar gab es auch schottische Dichter, die, mindest in einzelnen Werken, sich von dem einfachen Tone der einheimischen Liederpoesie schon jetzt entfernten, wie Gawin Douglas (st. 1521), der die Aeneide übersetzte, Will. Dunbar (st. um 1530), der in seinem Gedicht „die Distel und die Rose," sich mit unverkennbarer Dichterkraft der allegorischen Darstellung bemeisterte, und der kindlich-treuherzige Dav. Lindsey (st. um 1567), der jenen zum Vorbilde nahm und in seinem allegorischen Gedichte „der Traum" vielleicht die göttliche Komödie Dante's vor Augen hatte; aber frischer und ächter, aus dem reinen Quell dichterischen Lebens entsprungen, erklang noch geraume Zeit das schottische Volkslied und die Ballade. Gehören auch viele dieser Lieder, die die Liebe für das Volksthümliche neuerdings mit sorgsamer Auswahl in Sammlungen (s. Bd. 2. S. 146.) vereinigt hat, einer frühern Zeit an, so ist doch gewiß ein großer Theil derselben noch in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts entstanden. Auch das englische Volkslied bereicherte sich noch in diesem Zeitraume. Ueberhaupt darf nicht übersehen werden, wie zu derselben Zeit, wo die Werke des Alterthums und der Literatur des südlichen Europa zur Nachahmung aufriefen, die Volkspoesie in der Achtung der Gebildeten stieg, und daß die Mehrzahl der britischen Dichter, bei aller Ehrfurcht für die Geister Griechen-

lands, Roms und des neuern Italiens, dennoch nie, wie ihre Nachbar jenseit des Kanales, das, was diesen Classicität hieß, zu ihrem Götzen machte, sondern überall Innigkeit des Gefühls, Tiefe und Wahrheit, als den bessern Theil ihrer Nationaleigenthümlichkeit, treu bewahrte. Wenn daher der ritterliche Graf Surrey (auf Heinrichs 8. Befehl 1547 enthauptet) in petrarchischen Sonetten schwärmte, so geschah es, weil eine romantische Liebe auch der Lebensgeist seiner Poesie war, und in der entlehnten, aber frei behandelten Form verlor der Hauch einer ächten Begeisterung nichts von seiner Innigkeit und Wärme. Mehr als leblose Nachbildungen mögen sich dagegen die Sonette seines Freundes Thom. Wyat (st. 1541) ausnehmen, obwohl auch er unter den Vätern des englischen Sonettengesangs genannt wird. (Beider Gedichte finden sich mit andern in Anderson's Works of the british poets, Lond. 1795. 13 Bde.) — Vielversprechend war solcher Anfang, und doch konnte keine Zeit der Entfaltung geistiger Blüthen ungünstiger seyn, als jene, in der der kühnere Gedanke nicht sicher genug vor dem Späherauge des Despotismus sich verbergen konnte. Erst unter Elisabeth fühlte der Geist sich wieder frei zu großartigeren Leistungen, und es ist erfreulich, zu sehen, nach wie verschiedenen Seiten hin nun mit einem Male die entbundene Kraft sich Bahn brach. So faßte Thom. Sackville (st. 1608) den Gedanken, die tragisch bedeutsamen Charaktere der vaterländischen Geschichte als einen Cyklus von Gemälden in den Rahmen einer Vision zu-

sammenzufassen, und was er davon zu Stande gebracht hat, läßt es beklagen, daß es dem von seiner Königinn vielgebrauchten Manne an Zeit gebrach, das Ganze, dem er den allerdings sehr unpoetischen Titel „Spiegel für Staatsmänner“ gab, zu vollenden. Andere setzten das begonnene Werk mit minderem Glücke fort. (N Ausg. Lond. 1815.) Den Männern hoher Abkunft, die als Schriftsteller Elisabeths Zeitalter verherrlichen, schließt sich würdig, wenn auch nicht in gleicher Vorzüglichkeit, Phil. Sidney (starb 1586) an. Hochgepriesen als Held und Staatsmann, erwarb er sich durch sein „Arcadien“, einen der Diana des Montemayor (s. S. 33.) nachgebildeten Schäferroman, auch einen weitverbreiteten dichterischen Ruhm, zum Beweise, daß es, wie in der physischen Welt, so in der Literatur ansteckende, einer Influenza ähnliche Krankheiten giebt, die, der Natur zum Trotz, selbst da Wurzel fassen, wo ihnen die wenigste Empfänglichkeit entgegen zu kommen scheint. (Sidney's Werke, Lond. 1725.) Ohne Widerrede zeigt Edm. Spenser (geb. um 1520, starb 1596) schon in seinem „Hirtenkalender“ — zwölf nach den Monaten an einander gereiheten Eklogen — eine größere Tiefe und einen Sinn für Naturwahrheit, der jenem fremd war; die ganze Trefflichkeit Spenser's aber, der unter den englischen Dichtern jener Zeit eine der ersten Stellen behauptet, offenbarte sich erst in seiner „Feenköniginn“, einem allegorischen, doch nur zur Hälfte vollendeten Rittergedichte, das, außerhalb seines Vaterlandes zu wenig gekannt, die reichste Erfin-

dungsgabe und eine unerschöpfliche Phantasie beurkundet und oft durch Wärme und Wahrheit der Empfindung hinreißt. Die durch das Ganze laufende Allegorie kann in unsern Tagen nicht mehr allgemein zusagen, zumal da sie meist blos auf leblose Personificationen abstracter Begriffe hinausläuft; aber sie mußte in einer Zeit gefallen, wo allegorische Darstellungen der Art zum Geschmacke der Mode gehörten, wie unter Elisabeth, auf deren Preis es zunächst in dem Gedichte abgesehen ist. Die ernste und feierliche Haltung des Tones unterscheidet die Feenköniginn wesentlich von dem Roland Ariosto's, der dem Dichter in keinem Falle fremd war. Ob er in der kunstreichen neunzeiligen Stanze, in der das Gedicht geschrieben ist — nach ihm die Spenser-Stanze genannt, — die glücklichste Wahl getroffen habe, möchte zu bezweifeln seyn, da der langgestreckte letzte Vers die einzelnen Strophen schärfer sondert, als der epische Gang zu verstatten scheint. Auch seine lyrischen Gedichte athmen zum großen Theil eine tiefe und schöne Empfindung und zeichnen sich durch eine Vollendung des Versbaues aus, wie sie vor ihm noch keinem britischen Dichter gelungen war. (Werke. N. Ausg. Lond. 1806) Daß der reichste und herrlichste Genius des britischen Parnasses, Shakspeare, ihn in seinen epischen und lyrischen Gedichten zum Muster nahm, mag allein für seine Vortrefflichkeit zeugen. Von diesem größten der neuern dramatischen Dichter wird weiter unten ausführlicher gesprochen werden; aber wir müssen hier schon seiner gedenken, da er auch außerhalb der Sphäre,

in der seine Meisterschaft entschieden ist, Vortreffliches geleistet hat. Wir nennen hier zuerst seine „Sonette", in denen das zarteste und innigste Gefühl laut wird, und dann „Venus und Adonis", ein erzählendes Gedicht, das, den bekannten Mythus mit jugendlich spielender Phantasie umkleidend, in zauberischem Farbenspiele alle Schmerzen und Süßigkeiten der Liebe vor uns ausbreitet. Dieses Gedicht und ein anderes, „Tarquinius und Lucretia", beide Jugenderzeugnisse Shakspeare's, dürfen eben so wenig, als seine Sonette, von dem, der in das tiefere Verständniß des Dichters eindringen will, unbeachtet bleiben. — Wenige hervorragende Namen sind nach ihm, außer dem Gebiete der dramatischen Poesie, zu nennen. Der neue gestaltenreiche Zaubergarten, den die mit enthusiastischer Vorliebe ausgestattete Bühne ihren Freunden eröffnete, ließ lange nichts von Bedeutung neben sich aufkommen. Und so nennen wir nur: Sam. Daniel (st. 1619) mit seiner in wohllautenden Stanzen erzählten „Geschichte des bürgerlichen Kriegs zwischen den Häusern York und Lancaster", seinen Zeitgenossen, Mich. Drayton, mit seiner „Schlacht bei Azincourt" und andern historischen Gedichten, wie mit einer zu ihrer Zeit vielgepriesenen Schilderung der geographischen Merkwürdigkeiten Englands, „Polyolbion", und die, gleichfalls oft genannten, ersten englischen Satyriker, John Donne und Jos. Hall. Alle diese waren auch, zum Theil fruchtbare, lyrische Dichter, am häufigsten im Sonette, das mit den durch Shakspeare und Andere eingeführ-

ten Aenderungen sich lange noch als beliebte lyrische Dichtform behauptete. Daneben entstanden viele eigentliche Lieder von genannten und ungenannten Verfassern. S. Anderson's oben angeführte Sammlung und Th. Park's Heliconia, eine Auswahl engl. Gedichte aus Elisabeths Zeit, Lond. 1814. — Die später eintretenden bürgerlichen Unruhen waren der freien Fortentwickelung der Poesie nicht günstig. Die veränderte Richtung und der Uebergang in eine andere Zeit tritt bald unverkennbar hervor in den Werken Waller's, Cowley's und Denham's. Von Edm. Waller's (st. 1687) Poesie genüge es, zu bemerken, daß sie in ihrer gleisenden Abgeschliffenheit eine unerquickliche, in allen Literaturen wiederkehrende Erscheinung erneuert, wie er selbst mit der Wandelbarkeit seiner Gesinnung, die dem Königthume, der Revolution und dann auf's neue dem Königthume schmeichelt, an bekannte Namen der neuesten europäischen Geschichte erinnert. Abr. Cowley (st. 1667) heißt in der Inschrift seines Denkmals in der Westminsterabtei: „der Briten-Pindar, Flaccus und Maro.“ Muß auch von dem, was diese Namen ausdrücken, nicht Weniges abgezogen werden, so ist doch so viel gewiß, daß der vielseitig gebildete und thätige Mann auch in der Poesie sehr mannigfaltige Saiten anschlug, und, wie er in dem leicht tändelnden Liede nicht ohne Glück sich versuchte, auch in der höher fliegenden Ode Beachtenswerthes leistete und zuerst den Ton einer Reflexionspoesie angab, die bald hernach auf britischem Boden einheimisch ward. (Werke, Lond. 1802.) Sein An-

denken ehrte in einer Elegie auf seinen Tod der Irländer **John Denham** (st. 1668), berühmter noch durch ein beschreibendes Gedicht, „der Coopershügel", das dieser immer zweideutigen Gattung der Poesie zahlreiche Freunde und Bearbeiter zuführte.

Die Geschichte der **dramatischen** Poesie der Engländer führt uns in frühere Zeiten zurück. **Mysterien** (auch Miracle-plays genannt), in denen, wie anderwärts, Geschichten des alten und neuen Testaments auf die Bühne gebracht wurden, und in denen der Teufel mit seinem steten Begleiter, dem „Vice" d. i. Laster, einem derben Lustigmacher, nicht fehlen durfte, wurden schon seit dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte an Heiligentagen in Klöstern, Abteien und Kirchen aufgeführt. Gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts sonderten sich von ihnen durch das Hinzutreten allegorischer Charaktere, wie der Sünde und des Todes, des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die **Moralitäten** ab, die zu regelmäßigeren Dramen den Weg bahnten. Hierzu kamen die pantomimischen Darstellungen weltlicher Geschichten bei festlichen Gelegenheiten auf beweglichen Bühnen in den Straßen, denen schon unter Heinrich 6. ausgearbeitete Reden und ganze Scenen im Dialog beigefügt wurden. Daneben übten sich Gelehrte und Studierende auf Universitäten und Seminarien in freien Uebersetzungen und Nachbildungen griechischer und römischer Trauerspiele. In solcher Weise entstand der „Gorboduc oder Ferrex und Porrex" des Lord Sackville (s. ob.) und das Lust-

spiel „Frau Gurton's Nähnadel", eine Jugendarbeit des Bischofs Still, von denen die Entstehung der tragischen und komischen Bühne der Engländer gewöhnlich abgeleitet wird, und von denen jenes 1561 vor der Königin Elisabeth zu London, dieses 1566 zu Cambridge von jungen Studierenden aufgeführt wurde. Auch die Capellknaben der Königinn spielten von Zeit zu Zeit am Hofe. Mehr Glück aber machten die volksmäßigen Schauspiele, die, in merkwürdiger Familienähnlichkeit, alle auf die Regelmäßigkeit des antiken Drama's Verzicht leisteten und meist in Willkür und kecker Vernachlässigung der Regeln dramatischer Anordnung und Verknüpfung, wie in Uebertreibung der Leidenschaft und der Sprache mit einander wetteiferten. Seit Elisabeths Thronbesteigung zogen Schauspieler, damals noch ein ziemlich lockeres Gesindel, durch alle Theile des Landes. Um die Aufsicht über sie, die unter den waltenden Parteikämpfen doppelt nöthig war, zu erleichtern, wurden Schauspielergesellschaften unter den Schutz einzelner Vornehmen am Hofe gestellt. Dies hatte die Errichtung eigentlicher Theater in London, zwischen 1570 und 1580, zur Folge, unter denen insbesondere zweie, der Globus und die Fortuna, in der Geschichte des englischen Schauspielwesens von Wichtigkeit sind. Beide nahmen sich des Volksmäßigen an, während ihnen gegenüber auf dem Theater der Capellkinder der gelehrteren Weise gehuldigt wurde. Unter den Dichtern, die vor Shakspeare für die Volksbühne schrieben, sind vornehmlich zweie zu nennen, Rob. Green

(st. 1592) und Christoph Marlow (st. 1593). Ohne großen Aufwand von Zeit und Mühe verfaßte Green, von einem glücklichen Talente, einer jovialen Heiterkeit und einer lebhaften Einbildungskraft unterstützt, eine große Anzahl von Schriften in gebundener und ungebundener Rede über die mannigfaltigsten Gegenstände; aber ein wildes, ausschweifendes Leben ließ die ausgezeichnete Anlage nicht zur vollen Entwickelung gelangen. Sein „Pater Baco" und „der Flurschütz von Wakefield", wenn der letztere ihm angehört, beide durch dramatisches Leben, Wahrheit der Charaktere und leichten Dialog ausgezeichnet, sind durch L. Tieck auch unter uns bekannt. Ihm steht Marlow nicht an Talent, aber an innerer Vollendung nach. Die Leidenschaft verirrt sich bei ihm oft noch, wie die Sprache, weit über die Grenzen der Wahrheit und Natürlichkeit hinaus in das Gebiet des Ungeheuern; aber sein „Jude von Malta" und sein „Eduard der Zweite", selbst sein „Faust" (übers. v. W. Müller), lassen es bedauern, daß ein frühzeitiger Tod — er starb im Zweikampfe — den Lauf seiner Entwickelung gewaltsam unterbrach. Wie das Studium dieser Dichter, so ist auch das ihrer Zeitgenossen, wie des John Lilly, Thom. Kyd und Anderer, von denen sich Stücke in Dodsley's Collection of old plays, Lond. 1780, und in den Old plays, Lond. 1816, befinden, jedem zu empfehlen, der das Verhältniß Shakspeare's zu seiner Zeit und diese selbst näher kennen lernen will. Vergl. Altenglisches Theater von L. Tieck, 2 Bde. 1811, und Shakspeare's Vorschule, mit einer (an Auf-

klärungen reichen) Vorr. v. Tieck, Bd. 1. 1823. — Das eigentliche goldene Alter der englischen Bühne, in welchem Volksthümlichkeit und ächte Kunst einen schönen Bund schlossen, umfaßt nur vierzig Jahre, von 1580 bis 1620; aber welcher Reichthum drängt sich in diese kurze Zeit zusammen! — Aus ihr erhebt sich gewaltig und staunenswürdig ein Riesengeist, fest wurzelnd mit den Füßen in dem Boden seiner Zeit, aber mit dem weltumschauenden Haupte die Wolken berührend, Will. Shakspeare (geb. zu Stratford 1564, st. 1616), der größte dramatische Dichter der neuern Zeit. Wenn es immer bedenklich ist, das Wesen eines ausgezeichneten Menschen auch nur in Einer Beziehung mit wenigen Pinselstrichen zeichnen zu wollen, so ergiebt sich solches als gänzliche Unmöglichkeit, wo es Weltgeistern gilt, wie Dante und Shakspeare. Wie wenig hier Ehrennamen ausreichen, wie „der freieste Sohn der Natur" oder „der Herzenskündiger", mit denen man wohl dann und wann in Bezug auf Sh. Alles zu sagen vermeint hat, erkennt jeder, der auch nur eine kleine Reihe der dramatischen Schöpfungen des großen Meisters zu überblicken im Stande ist, und die Andeutung einzelner Trefflichkeiten kann bei einem Dichter, dessen Leben und Kunst, wie sie es immer seyn sollen, ein Ganzes sind, und dessen Werke eine Welt in sich fassen, höchstens als Aufruf an Unkundige zu eigenem Studium gelten, nie aber das lebendige Bild ersetzen, das nur der sinnige Leser durch Vertiefung in jene Werke selbst zu gewinnen sicher ist. Was würde es auch frommen, wenn wir das, was tausend-

mal und längst viel gründlicher von Andern gesagt ist, wiederholen und jetzt die Wahrheit und Tiefe der Charakteristik, die alle Stände, Geschlechter und Alter, die getrenntesten Zeiten und Völker in individuellster Bestimmtheit uns vorführt, preisen, dann die bewundernswürdige Kraft in Darstellung des Gemüthslebens durch alle Seelenzustände und Stimmungen bis zur grauenvollsten Wuth und Verzweiflung hervorheben, dann wieder an das, was Shakspeare's Pathos und seine Ironie genannt wird und was nur dem verständlich seyn kann, der es in den Dichtungen selbst aufzusuchen im Stande ist, erinnern und zuletzt von der Kraft des Komischen in den Charakteren und Situationen seiner Lustspiele sprechen wollten? Nur daran werde erinnert, weil es nicht oft genug geschehen kann, daß diejenigen in einem großen Irrthume befangen sind, die — jetzt wohl seltener, als ehedem — meinen, in Sh. habe eine zwar große, aber rohe Naturkraft, wie absichtslos, gewaltet. In der That kann es dem, der da sehen will, kaum entgehen, daß der tiefsinnige Dichter, vor dessen klaren Blicken die Geheimnisse des innern Lebens, die Verwickelungen der menschlichen Schicksale und die Verhältnisse der Welt ausgebreitet und offen lagen, in allen seinen Werken mit weisester Absichtlichkeit verfuhr. Es offenbart sich dies nicht nur in der planvollen Durchbildung jedes einzelnen Stückes nach einer leitenden Grundidee und in der zweckmäßigsten Gegeneinanderstellung der Charaktere, sondern auch in der vollkommensten Herrschaft über die Sprache und über

jedes andere Mittel der Darstellung. Gegen solche Vortrefflichkeiten schwinden die mit wohlfeilem Tadel oft gerügten wahren oder vermeintlichen Mängel in Nichts zusammen. Daß er sich hier und da Verstoße gegen Geschichte und Costum erlaubt hat, — wer weiß es nicht? Aber es wäre lächerlich, sie alle, wie man wohl gethan hat, auf Rechnung der Unwissenheit, die bei einem sonst so reichen Wissen doppelt auffallend wäre, schieben zu wollen. Bei vielen derselben möchte die Absicht des Dichters sich nachweisen lassen und ist von Andern nachgewiesen worden. Andere Eigenthümlichkeiten, die dem durch französischen Geschmack Verwöhnten auffallen, haben theils in höheren Ansichten von Ort und Zeit, theils in der Einrichtung der altenglischen Bühne ihren Grund. Eher ließe sich ihm stellenweis ein Uebermaaß des Grauenvollen und Entsetzlichen in einzelnen Schilderungen menschlicher Verruchtheit vorwerfen; allein auch hier darf man ihn, ohne ihm Unrecht zu thun, nicht nach der Wirkung auf eine nervenschwache Zeit, wie die unsrige, beurtheilen. „Dieser tragische Titane“, sagt W. Schlegel, „der den Himmel stürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer, als Aeschylus, unser Haar emporsträubt und unser Blut vor Schauder gerinnen macht, besaß zugleich die einschmeichelnden Lieblichkeiten der süßen Poesie; er tändelt kindlich mit der Liebe, und seine Lieder sind wie schmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft alles Hohe und Tiefe in seinem Daseyn, und die fremdartigsten, ja scheinbar unvereinbarsten Eigenschaften bestehen

in ihm friedlich neben einander. Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihm niedergelegt; an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgeist höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Ueberlegenheit, und ist anspruchlos und unbefangen, wie ein Kind." — Von den ihm zugeschriebenen dramatischen Werken sind 34 unbezweifelt ächt, mehrere andere, die sich nicht scheuen dürfen, jenen sich an die Seite zu stellen, sind ihm von neuerer Kritik mit überwiegenden Gründen zugesprochen worden. Die Unsicherheit, die in dieser Beziehung immer noch obwaltet, rührt zum großen Theile von dem Umstande her, daß Sh.'s Dramen, erst nach seinem Tode im Drucke erschienen. So ersprießlich es für die Bildungsgeschichte des Dichters seyn würde, wenn wir dessen Werke, in der Folge ihrer Entstehung an einander gereiht, übersehen könnten, so ist doch bis jetzt noch kein zu dem Ende angestellter Versuch gelungen. Nur von einigen läßt sich die Zeit, wann sie geschrieben sind, genau angeben. Seine dramatischen Dichtungen zerfallen in Lustspiele (wie: Viel Lärmen um nichts, Kaufmann von Venedig, die lustigen Weiber von Windsor, Sommernachtstraum u. a.), Tragödien (wie Romeo, Othello, Hamlet, Macbeth, Lear) und in historische Schauspiele (Coriolan, Jul. Cäsar, Antonius und Cleopatra und die aus der englischen Geschichte geschöpften: König Johann, Richard 2, die Heinriche u. a.) — Ohne uns auf die mit manchen Fabeln verunzierte Lebens-

geschichte des Dichters einzulassen, verweisen wir die, die Weiteres über den Dichter, als solchen, nachlesen wollen, auf W. Schlegels dramaturg. Vorlesungen Th. 2. Abth. 2. und auf Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Fr. Horn, bedauern es aber, diesen Werken noch nicht die von dem gründlichsten Kenner des Dichters, von L. Tieck, längst zugesagte größere Arbeit über Sh. hinzufügen zu können. Shakspeare's Werke, zuerst 1623 gesammelt (neuere Ausg., London 1813; Leipz. 1824 in einem Bde.) fanden an Johnson, Steevens und Malone, nicht immer ganz vorurtheilsfreie, Erklärer und in Deutschland einen trefflichen Uebersetzer an A. W. Schlegel (Uebers. fortgesetzt von Tieck seit 1825), einen minder glücklichen an J. H. Voß (1818 f.) — Viele wetteiferten mit dem großen Zeitgenossen, zum Theil auf ganz verschiedenen Wegen, wie Ben Jonson (st. 1637), der mit einseitiger Begeisterung für die Alten, mit denen er vertraut war, und nicht ohne sarkastische Bitterkeit sich der volksmäßigen Weise Shakspeare's entgegenstellte. Dennoch konnte dieser nicht leicht einen würdigeren Gegner finden. Im Besitze eines ungemeinen Talents wußte derselbe die entgegengesetzte Ansicht mit seltenem Geiste siegreich durchzuführen und seinen Nebenbuhler, bald nach dessen Tode, auf längere Zeit aus der Volksgunst zu verdrängen. Zwei seiner Stücke insbesondere, „Volpone" und „der Alchymist" werden von unbefangenen Beurtheilern als Meisterwerke gepriesen. (Werke, zuerst 1616; N. A. Lond. 1816.) Früher indessen noch, als Jonson, schon in den

letzten Jahren K. Jacob's, beherrschten Beaumont (st. 1615) und Fletcher (st. 1625) eine Zeit lang die englische Bühne. Ihre Namen sind als unzertrennlich auf die Nachwelt übergegangen, und ein und funfzig Schauspiele werden als gemeinschaftliche Arbeiten Beider genannt. In allen offenbart sich ein ausgezeichnetes dramatisches Talent, aber auch eine durch manchen falschen Schimmer blendende Oberflächlichkeit des Strebens, die gar sehr gegen die Tiefe und künstlerische Weisheit Shakspeare's absticht, wiewohl sich auch in ihnen nirgend der Einfluß verkennen läßt, den der Geist des großen Meisters auf seine Zeitgenossen ausübte. (Werke, Lond. 1812.) In seiner Manier arbeitete nicht allein das eben genannte poetische Freundespaar, sondern fast alle, die für die Bühne schrieben, bethätigten sich mehr oder weniger als Angehörige einer dramatischen Dichterschule, deren Haupt Shakspeare war. So Thom. Heywood, Phil. Massinger (st. 1669) Jam. Schirley (st. 1666) u. A.

Nur langsam und unvollkommen erweiterte sich im Laufe der anderthalb Jahrhunderte, von denen wir sprechen, das Gebiet der englischen Prosa. Die Uebersetzung der Bibel trug, wie oben bemerkt worden, unstreitig dazu bei, ihr eine festere Gestalt zu geben; aber die vollständige Ausbildung derselben ward durch die den französischen nachgebildeten prosaischen Ritterromane aufgehalten, deren feierlich-schleppender und mit Metaphern überladener Styl erst spät in seiner Werthlosigkeit erkannt wurde. Wohl machten Ph. Sidney's (s. o.) „Abhandlun-

gen" eine löbliche Ausnahme; wohl zeichneten sich gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts Daniel (s. o. S. 78) in seiner „Geschichte von England" durch Klarheit und Würde der Sprache und der berühmte Seeheld Walter Raleigh (st. 1618) in seiner während seiner Gefangenschaft im Tower begonnenen, aber unvollendet gebliebenen „Weltgeschichte" (Werke, Edinb. 1814) durch das Umfassende seines Plans und den versuchten Pragmatismus seiner Darstellung aus, und wenn Baco von Verulam und Th. Hobbes, auf deren einflußreiches wissenschaftliches Wirken wir weiter unten zurückkommen werden, in englischer Sprache philosophirten, so waren ihre Schriften auch in sprachlicher Beziehung, mindest sehr achtbare und denkwürdige Vorarbeiten; aber sie, wie die Werke der Andern, blieben immer nur schwache und unvollkommene Versuche, die von den reiferen Leistungen der späteren Zeit weit übertroffen wurden.

6) Deutschland. Zwei Länder, in deren bunter Vielherrschaft sich die Geschichte des alten Griechenlands erneuerte, die beide damals in Freiheit, mannigfacher Kunst und Bildung vor andern blüheten und in vielseitiger Wechselberührung sich zu gemeinsamen Wirken die Hände zu bieten schienen, Italien und Deutschland, waren im funfzehnten und zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts dazu ausersehen, der anhebenden neuen Bildung, die nur kecke Sophisterei jüngst als neuen Sündenfall darstellen konnte, Gestalt zu geben, Italien durch die aufgethanen Schätze

des Alterthums, und Deutschland durch die kirchliche Revolution, die sich in seinem Schooße bereitete. Es kann hier nicht unser Zweck seyn, ein Gemälde des deutschen Lebens jener Zeit vor unsern Lesern aufzurollen. Das streitbare, bieder-kräftige Volk, aneinander gedrängt in zahlreichen Dörfern und Städten, diese Städte selbst fröhlich blühend durch Kunst und Freiheit und immerdar auf ihrer Hut gegen die Macht der eifersüchtigen Fürsten und Herren, die Fürsten anstrebend gegen die kaiserliche Hoheit, die Geistlichkeit, zwischen Rom und Reich unsicher schwankend, zum großen Theil in Unwissenheit und Sittenlosigkeit versunken und ein Spott der Laien, der immer noch fehdelustige Adel nur zum Theil die Oberherrlichkeit des Kaisers anerkennend, und in der Mitte dieser gegen einander streitenden Elemente das Oberhaupt des Reichs, vollauf beschäftiget, den bedroheten Bau in seinen Fugen zusammenzuhalten, — dies ungefähr möchten die Hauptgestalten seyn, die uns in einem solchen Bilde begegnen würden. In zahllosen Erscheinungen kündigte sich eine vorhandene Gährung der Gemüther, ein mehr oder minder deutlich gefühltes Bedürfniß eines bessern Zustandes der Dinge an. Wie die verwickelter gewordenen Verhältnisse der Stände viele der bisherigen Einrichtungen im Innern des Reichs als unzureichend darstellten und zur Einführung neuer Anstalten und Ordnungen drängten, so mußte gleichzeitig das in dem Volke erwachte Gefühl der Mündigkeit zum Widerstande gegen eine geistige Bevormundung, die jetzt mehr und mehr das

Ansehen einer aufgedrungenen erhielt, aufrufen. Und so geschah es. Gelehrte, Geistliche und Adel, die gegen die Stimme des Zeitgeistes nicht taub waren, machten die Sache des Volks zu der ihrigen, und die Geister waren hinlänglich vorbereitet, als ein heldenmüthiger deutscher Mann mit der Bibel in der Hand und einem unerschütterlichen Gottvertrauen im Herzen, der Augustinermönch und Professor D. Mart. Luther zu Wittenberg, am 31. Oct. 1517, seine 95 Theses gegen den Dominikaner Tetzel anschlug und damit einen Kampf begann, dessen welterschütternde Erfolge er selbst damals nicht zu ahnden vermochte. Wärme und Ausdauer auf der einen, Leidenschaftlichkeit und hartnäckiger Eifer auf der andern Seite führten bald weiter, und als der weise Churfürst Friedrich von Sachsen, als Männer, wie Melanchthon und Hutten, der Sache Luthers beitraten, als die Universität Wittenberg sich für ihn erklärte und in der Schweiz Zwingli und Oekolampadius mit gleichen Waffen gegen Ablaß und Papstgewalt sich erhoben, da war der Sieg der evangelischen Freiheit für einen großen Theil der europäischen Menschheit entschieden. Manches freilich mußte für solchen Preis zum Opfer gebracht werden; Manches aber, was dahingegeben wurde, war, bei verändertem Zeitgeiste, kein Opfer mehr, und für Anderes schienen vielfältige neue Gewinne reichen Ersatz zu bieten. Ein frisches geistiges Leben durchdrang bald alle Stände, und der angeregte Forschungseifer freuete sich des erweiterten Ideenkreises, in dem er sich fortan bewegte. Aber das glänzende Mor-

genroth täuschte dennoch, und die nächste Zeit sollte den Tag noch nicht sehen, den jenes zu verkündigen geschienen. Auf den ritterlichen Max folgte (1519) Karl 5., ein Herr von großen Schwächen und großen Tugenden. Mit ihm ging der Glanz des alten Deutschlands unter; ein neues und anderes Geschlecht trat an die Stelle des alten. Bald war der Reichsverband nur noch ein leerer Name; Argwohn waltete in dem Rathe der Fürsten und hielt sie mißtrauisch auseinander; nicht der Adel allein hatte seine goldene Zeit durchlebt, auch die Städte sanken allmählig von ihrer Höhe, und das freie Bürgerleben, das den Kern der deutschen Bildung in sich schloß, verlor einen Stützpunkt nach dem andern. Der lebendige Strom des geistigen Strebens, der seit Luther und Melanchthon der Wissenschaft und Poesie sich bemächtigt hatte, ward immer enger eingedämmt von einer starren Schultheologie, die in Luthers und seiner Schüler Geiste nicht gelegen hatte, die Unterrichtsanstalten verwilderten, und der kalte Verstand verdrängte Gefühl und Phantasie aus den Gebieten, wo ihnen zunächst die Herrschaft zukam. So erstarben gemach Vaterlandsgefühl und volksthümliche Gesinnung, die in den ersten Reformationszeiten sich so erfreulich in Kunst und Wissenschaft, in Poesie und Sprache bethätigt hatten. Schlau genug ward diese innere Entartung, insbesondere aber der Hader zwischen Lutheranern und Calvinisten von den begeisterten Verfechtern des alten Glaubens, den Jesuiten, benutzt, um die Verwirrung zu steigern, und was ihnen unter den

kurzen Regierungen Ferdinands 1. und Maximilians 2. nicht gelang, das führten sie unter ihren Zöglingen, Rudolph 2. und Ferdinand 2., durch, und die Flammen des dreißigjährigen Kriegs verkündigten zum Entsetzen der Völker, was diese Söhne Loyola's in dem Rathe der Fürsten vermochten. Dennoch erhob sich in der allgemeinen Noth unerwartet der Geist des Volks aufs neue, und nicht ohne frohe Hoffnungen dürfen wir am Schlusse dieses Zeitraums in den folgenden hinüberblicken.

Auch hier muß uns die Sprache, als Darstellungsmittel, zuerst beschäftigen. Die schwäbische Mundart, einst die herrschende Schriftsprache durch Deutschland, hatte manche Umwandelungen erlitten, und so glücklich sie sich in den Zeiten des Minnegesangs den Forderungen der Poesie gefügt hatte, so wenig schien sie jetzt dem erweiterten Bedürfnisse, am wenigsten für die Darstellung in ungebundener Rede, zu genügen. Unter den großen Verdiensten Luthers nimmt dasjenige, das er sich um die Sprache erworben, nicht die niedrigste Stelle ein. Was er in seiner Uebersetzung der Bibel (begonnen auf der Wartburg 1521, vollendet 1534) in dieser Hinsicht geleistet, kann als allgemein anerkannt vorausgesetzt werden; aber auch in seinen Predigten, in seinen Briefen, Tischgesprächen und polemischen Schriften erscheint er als der Mann, der, seiner Muttersprache Herr und Bildner, sie für jeden Gebrauch, für Ernst und Scherz, für Liebe und Haß, für die einfach-ruhige Erzählung, wie für den Ausdruck der begeisterten Erhebung, für

die Darstellung des Sanftesten wie des Stärksten immer mit gleicher Meisterschaft zu gebrauchen verstand und, indem er das Brauchbare und Schöne beider Hauptmundarten, der ober- und niederdeutschen, mit einander verband, eine hochdeutsche Gesammtsprache ins Leben rief, der er selbst, nicht durch Regeln, aber durch die lebendige Rede, die für die Folgezeit das Muster ward, eine feste grammatische Unterlage schuf. Viele traten in seine Fußstapfen und halfen die Sprache durch Uebersetzungen, Sprachlehren und Wörterbücher ausbilden. Die erste deutsche Sprachlehre, aber freilich eigentlich nur die einfachsten Grundlinien derselben, gab Valent. Ickelsamer, ein Zeitgenosse Luthers. Ihm folgten bald Mehrere, unter denen sich Joh. Clajus mit seiner von Fleiß und wissenschaftlichem Geiste zeugenden, auf Luthers Werke gegründeten Grammatik (1578) auszeichnet. An Versuchen, kleinere und größere Wörtervorräthe lexicographisch zu behandeln, hatte es seit den alten Glossenschreibern nicht gefehlt; aber alle blieben sehr unvollkommen und mangelhaft, bis Pet. Dasipodius mit seinem reichhaltigeren Wörterbuche (Straßb. 1535) und Josua Maler, Pred. zu Elg im Züricher Gebiet, mit einem noch vollständigeren („die deutsch Spraach ꝛc." Zür. 1561) der Idee einer solchen Arbeit näher kamen. Eine Sammlung deutscher Synonymen veranstaltete Joh. Serranus, und die Erklärungen deutscher Sprüchwörter von Joh. Agricola (1528) und von Seb. Frank (1541) sind, neben ihrer sprachlichen Bedeutung,

auch als Fundgruben deutscher Lebensweisheit und deutschen Volkswitzes merkwürdig. So kräftiger Beginn ließ raschere Fortschritte hoffen, als später geschahen; aber die unglückliche und unerquickliche Zeit, auf die wir oben hingewiesen, wirkte auch auf die Muttersprache lähmend und hielt sie in ihrem Fortgange zur Veredlung auf, und gegen die nun beginnende Sucht der Sprachmengerei richtete das wackere Streben Einzelner nichts oder nur wenig aus. Zu den Letzteren gehörten die Begründer der in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entstandenen deutschen Gesellschaften, der fruchtbringenden Gesellschaft zu Weimar (seit 1617), der deutschgesinnten Genossenschaft zu Hamburg (s. 1643) und des Blumenordens an der Pegnitz zu Nürnberg (s. 1644), v. Teutleben, Zesen und Harsdörfer, und die besseren ihrer Genossen, die ihren Zweck, die deutsche Sprache zu reinigen und fortzubilden, mit Ernst und Liebe verfolgten. Einige tüchtige Männer machten jetzt auch wieder die Sprache selbst zu einem Gegenstande ihres sorgsamen und gründlichen Befleißes, wie G. Henisch aus Ungarn, der ein etymologisches Wörterbuch (1616), und Chr. Gueintzen, ein denkender Schulmann zu Halle, der ein Lehrbuch der deutschen Sprache („deutscher Sprachlehre Entwurf", Cöthen 1641) verfaßte. Von den verdienstvollen Arbeiten des trefflichen J. G. Schottel wird im folgenden Zeitraume gesprochen werden.

Wie wenig das Wesen der Meistersängerschulen geeignet war, der Poesie einen neuen

Schwung zu geben, ist oben (B. 2. S. 141) angedeutet worden. Sie blieben auch ferner ihrem Charakter getreu, und was das sechszehnte Jahrhundert Tüchtiges hervorgebracht hat, ist zum bei weitem geringsten Theile unmittelbar aus ihnen hervorgegangen. In eigenthümlicher Trefflichkeit geht auch hier M. Luther (geb. 1483, st. 1546 in seiner Vaterstadt Eisleben) mit seinen geistlichen Liedern voran, die, wie seine Uebersetzungen der poetischen biblischen Schriften, von einem wahrhaft dichterischen Gemüthe zeugen und in kräftig wohllautender Sprache und rührend-kindlicher Einfalt das freudigste Gottvertrauen und die Andacht eines frommen und festen Herzens aussprechen. (Wittenb. 1524; bis zu 89 Liedern vermehrt, Leipz. 1545. — Sämmtl. Werke, herausgeg. v. Walch, Halle 1737 f. N. A. Erl. 1826.) Neben ihn stellen wir sogleich den mannhaften und biedern, großherzigen und geistvollen Ulr. v. Hutten (geb. 1488, gest. in der Verbannung auf der Insel Ufnau im Züricher See 1523), den ritterlichen Vorkämpfer Luthers, den „Aufwecker deutscher Nation“, wie er selbst sich nennt, gleich gewandt in Führung des Schwertes und der Feder. Der von Conr. Peutinger's schöner Tochter Constantia ihm geflochtene Lorbeer, mit dem Kaiser Max zu Augsburg seine Stirn schmückte, galt freilich nur dem glücklichen lateinischen Dichter; denn erst gegen das Ende seines unruhvollen Lebens sprach Hutten auch in deutscher Sprache zu dem deutschen Volke volksgemäß, körnig und gediegen, wenn auch lange nicht mit der Leichtig-

keit, mit der er sich in den Formen der gelehrten Sprache bewegte. Wir nennen hier nur: „Clag und Vormanung gegen den übermäßigen Gewalt des Babsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen". (Hutten's und einiger seiner Zeitgenossen deutsche Ged. herausg. v. Al. Schreiber, 1810; Werke, gesammelt v. E. J. H. Münch, 1821 f.) Reicher und fruchtbarer in dichterischen Hervorbringungen, ja der fruchtbarste aller deutschen Dichter älterer und späterer Zeit war der Nürnberger Schuster und Meistersänger Hans Sachs (geb. 1494, gest. 1576), ein wackerer, durch Wanderschaft und fleißige Lectüre gebildeter Bürger, der mit einem ächt religiösen und für alles Gute und Schöne empfänglichen Sinne ein großes Dichtertalent verband und in einer Menge der mannigfaltigsten Werke seine Belesenheit und Vielseitigkeit, sein tiefes Gemüth, seinen scharfen Beobachtungsgeist, seine zwar beschränkte, aber in ihren Schranken lebendige Phantasie und eine nicht gemeine Gabe von Schalkhaftigkeit und Witz darlegte. Er versuchte sich mit verschiedenem Glücke fast in allen Gattungen der Poesie, in geistlichen und weltlichen Liedern, in Erzählungen, Schwänken, Gesprächen, Fabeln, allegorischen Dichtungen und Schauspielen, zu denen er die Stoffe aus Uebersetzungen der Alten, aus italienischen Erzählern, einheimischen Rittergeschichten und Volksbüchern entlehnte. In allen spiegelt sich der bürgerliche Hausverstand, die Kraft und Derbheit seiner Zeit, aus der er weder herausgehen wollte, noch es zu thun vermochte. Von den 6048 Gedichten, die er nach

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

seiner eignen Zählung geschrieben, ist nur der geringere Theil — darunter 56 Tragödien, 68 Comödien, 62 Fastnachtspiele, 210 biblische Erzählungen, über 480 Erzählungen anderer Art und vermischte Gedichte, 286 Fabeln und Schwänke und 150 Davidische Psalmen — auf uns gekommen. Für den lebhaften Antheil, den er an dem Reformationswerke nahm, liefern mehrere kräftige Zeitgedichte den Beweis, von denen wir nur, als die bekanntesten, die „Wittenbergische Nachtigall" (1522) und die „Klagred" auf Luthers Tod (1546) nennen. Von seinen geistlichen Liedern darf das in unsere kirchlichen Gesangbücher aufgenommene „Warum betrübst du dich, mein Herz ꝛc." nicht unerwähnt bleiben. Als Meister zeigt er sich vor allem in den Fastnachtspielen und Erzählungen, am meisten in den Schwänken, den Erzeugnissen der heitersten Laune und Schalkheit, am wenigsten in den eigentlichen Schul- und Meisterliedern selbst. (Gedichte, Kempten 1612 f.; Auswahl daraus v. J. G. Büsching, Nürnberg 1816). In vielen Stücken sein Gegenbild war Thom. Murner (st. um 1536), einer der witzigsten Männer seiner Zeit. Gelehrter, als Hans Sachs, und weltkundig, wie er, aber ohne dessen sittliche Kraft, witziger, aber minder gutmüthig und roher, gleich kühn im Tadel pfäffischen Unwesens, aber ein abgesagter Feind Luthers, der ihm den Ruhm vorausgenommen, züchtigte er die Mißbräuche und Schlechtigkeiten der Zeit in strengen, oft sittlich ausgelassenen Satyren, wie der „Narrenbeschwörung" (zuerst Straßb. 1512), der „Schelmen-

zunft" (1512) und der „Geuchmat" d. i. Schelmenmatte (Bas. 1519). Alle diese Werke sind in elsassisch-schwäbischer Mundart geschrieben und auch in sprachlicher Hinsicht der Beachtung werth. — Die didaktische und polemisch-satyrische Richtung, die von jetzt an fast in allen dichterischen Erzeugnissen die vorherrschende ward, ist, als nothwendige Frucht der Zeit, an sich nicht zu tadeln; dennoch konnte es unter ihrem Einflusse zu keinem recht freien Kunstleben kommen, und was sich für Poesie gab, war mehr die Stimme eines kernhaften und gesunden Hausverstandes, als der Ausdruck des lebendigen dichterischen Geistes. Dies beweisen die wenigen bedeutenderen Namen, die aus dem sechszehnten Jahrhunderte noch zu nennen übrig sind. Der Ruhm, den Melch. Pfinzing's (st. 1535) episch-allegorisches Gedicht „Teuerdank" lange Zeit hindurch genoß, darf uns über dessen innern Gehalt nicht täuschen. In der That verdankt es den Beifall, den es fand, weniger seinem dichterischen Werthe, als dem falschen Geschmacke der Zeit und seinem Helden. Dieser ist Kaiser Maximilian, dessen Geheimschreiber der Verfasser war. Das Gedicht stellt den jungen Fürsten dar im Kampfe mit allerlei Abenteuern, die er besiegen muß, um die Hand der Tochter Karls des Kühnen, Mariens von Burgund, um die er freiet, zu erwerben. Der Sprache, wie der ganzen Behandlung, gebricht es an dem Reize der Poesie; dagegen ist die erste mit saubern Holzschnitten von Schäufelin verzierte Ausgabe des Gedichts von 1517 ein seltenes Denkmal typo-

graphischer Pracht aus jener Zeit. Ein späterer Herausgeber desselben, Burkard Waldis (st. nach 1555), erlaubte sich manche Willkürlichkeiten und Entstellungen. Ungleich wichtiger ist uns derselbe als ausgezeichneter Fabeldichter und Erzähler. Sein „Esopus" (1548) enthält vierhundert mit Laune und in fließender Sprache vorgetragene Fabeln, Erzählungen und Schwänke nach Aesop und andern Fabeldichtern, zum Theil auch nach Novellen, wirklichen Vorgängen und eigenen Erfindungen. Mit gleich glücklichem Humor verarbeitete der gelehrte und menschenkundige Ge. Rollenhagen (st. 1609) in seinem „Froschmäusler", einer komischen Epopöe in drei Büchern (1595), nach dem Muster des Reinecke Fuchs, den Stoff der homerischen Batrachomyomachie zu einem scherzhaften Gemälde des damaligen Weltlaufs. — Nicht mehr ließ sich von nun an die entschiedene Trennung zwischen Volks- und Bücherpoesie verkennen. Zwar ward auch jetzt noch manches gute Volkslied gesungen; aber die Summe derselben reichte nicht von fern an den Reichthum der frühern Zeit. Der Bauernkrieg und die Grumbachischen Händel erzeugten wohl einzelne polemische Volkslieder; seltener aber wurde das romanzenartige und das elegische Lied, woran das funfzehnte Jahrhundert so reich gewesen war. Dagegen entstand das deutsche Kirchenlied, das, in Ton und Weise dem Volksliede sich nähernd, nicht nur die gottesdienstliche und häusliche Erbauung wohlthätig förderte, sondern auch die Grundlage der spätern deutschen lyrischen Poesie

wurde. Treffliche geistliche Liederdichter begegnen uns bald zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Zuerst der Jesuit Friedr. Spee aus dem jetzt gräflichen Hause der Spee v. Langenfeld (geb. 1595, st. 1635), ein ächter Dichter und ein Geistlicher im schönsten und vollsten Sinne des Wortes. Als letzterer bethätigte er sich in seinem dem Wohle der Menschheit gewidmeten Leben und in dem muthigen Eifer, mit dem er, der Erste, gegen die Gräuel der Hexenprocesse auftrat; als tiefsinnigen Sänger christlicher Liebe aber lehren ihn uns seine kindlichfrommen Lieder kennen, die in zwei Sammlungen („Trutz Nachtigal", Cölln 1649; N. A. [von Brentano] Berl. 1817, und: „güldenes Tugendbuch", Cölln 1668) auf uns gekommen sind. Gern nennen wir neben dem ehrwürdigen katholischen Priester einen protestantischen Geistlichen, der, wie jener, die ganze Tiefe und Herrlichkeit eines christlichen Gemüths in seinem Leben und Wirken kund that, und von dem in anderer Beziehung weiter unten aufs neue die Rede seyn wird. Es ist dies Joh. Valent. Andreä, aus dem Würtembergischen (st. 1654). Zwar schrieb er nur selten in deutscher Sprache, und seine poetischen Versuche, größtentheils Jugenderzeugnisse, sind meist nur flüchtig hingeworfene Herzensergießungen für sich, für die Seinigen und für Freunde; aber sie zeugen alle von unläugbarem dichterischen Vermögen, dem nur die höhere Ausbildung mangelt, und, insbesondere seine geistlichen Lieder, von einem eben so zarten als frommen Gefühle. („Christlich Gemäl",

Tüb. 1612; „Geistliche Kurzweil", Straßb. 1619.) Ihm reihet sich sein Landsmann und Zeitgenosse Rudolph Weckherlin (st. 1651) an. So weit derselbe in Hinsicht auf Reinheit der Sprache und Regelmäßigkeit des Versmaaßes hinter den correcteren Dichtern der nächsten Zeit zurücksteht, so sehr erfreuen seine Werke durch Feuer, Kernhaftigkeit und Kühnheit des Geistes. (Ged. Amsterd. 1641.) Noch ist bei ihm nur von Sylbenzählung, nicht von Sylbenmessung die Rede; der Schöpfer der deutschen Prosodie und Metrik war Mart. Opitz (geb. zu Bunzlau in Schlesien 1597, st. 1639). Er, das Haupt der schlesischen Dichterschule, gab durch seinen Vorgang einem neuen dichterischen Kunststyle die Weihe, so wie er durch sein Büchlein „von der deutschen Poeterei" der Führer Vieler, die nach ihm kamen, ward. So mag er immerhin mit dem Namen des Vaters der neuen deutschen Poesie geehrt werden, wenn sich auch bei näherer Untersuchung ausweisen sollte, daß er an wahrem Dichterwerthe manchem seiner Zeitgenossen nachstand. Opitz hatte sich durch die Griechen und Römer gebildet; ein in ihrer Schule gewonnener reiner Geschmack sicherte ihn vor Vielem, woran in den Werken seiner Vorgänger die spätere Zeit Anstoß nehmen mußte; seine tiefe Kenntniß der Sprache machte ihn zum zweiten Bildner derselben; heiße Vaterlandsliebe, biedere deutsche Gesinnung, ein treues, für Recht und Sitte erwärmtes Herz spricht aus allen seinen Gedichten, am erfreulichsten aus seinen Liedern, — und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn

eine lange Reihe von Dichtern, bis in das erste Viertheil des achtzehnten Jahrhunderts hinab sich nach seinem Namen nannte und in ihm ihren Meister und ihr Muster verehrte. Seine Muse versuchte sich in den verschiedensten Dichtarten, in beschreibenden und Lehrgedichten, in Epigrammen und Liedern und in dramatischen Poesieen nach Griechen, Römern und Italienern. Von den verschiedenen Ausgaben seiner Gedichte ist die zu Breslau 1690 erschienene die vollständigste. Bei weitem höher, als Opitz, ja vielleicht unter allen, in deren Kreise wir jetzt verweilen, am höchsten steht der sächsische Dichter Paul Flemming (geb. 1606 zu Hartenstein im Voigtlande, gest. zu Hamburg 1640), ein reiches, gesundes und tiefpoetisches Gemüth, das sich am reinsten in seinen Liedern und Sonetten abspiegelt, wenn er von Freundschaft und Liebe, oder von dem Vaterlande und den Drangsalen der Zeit singt, das sich aber auch da nicht verläugnet, wo er die Wunder fremder Lande malet und preist, die er auf seiner Reise in den Orient, in den Jahren 1636 und 37, zu sehen Gelegenheit fand. („Geist- und weltliche Poemata", Jen. 1642. Auswahl mit Lebensbeschr. von Gust. Schwab, Stuttg. 1820.) Auch der durch klassische Studien und Reisen gebildete Andr. Gryphius (geb. 1616 zu Glogau in Schlesien, gest. 1664) erhob sich, obwohl er seinen Dichterruhm hauptsächlich seinen dramatischen Arbeiten verdankte (s. u.), als lyrischer Dichter in Feuer, Schwung und Innigkeit des Gefühls, wie in Tiefe der Reflexion und Kühnheit der Gedanken über Opitz, von dem er

dagegen wieder in Gediegenheit und Ründung der Form übertroffen ward. (Ged. herausg. von seinem Sohne Christian, Bresl. 1698.) Mit Liebe ward von ihm, wie von Andern, das Epigramm, meist nach römischen und niederländischen Mustern, bearbeitet; aber Keinem strömten die epigrammatischen Einfälle, Sprüche und Witzspiele in solcher Fülle zu, als dem klar-verständigen, tüchtigen und schlichten Friedr. v. Logau (geb. in Schlesien 1604, st. 1655.) Freilich findet sich unter den viertehalbtausend gedruckten Sinngedichten desselben manches Mittelmäßige und ganz Verwerfliche, aber auch gar viel des Trefflichen und Aechten, das die Gunst verdient, die ihm zu Theil geworden ist, seit Lessing von neuem die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hat. (Sinngedd. Bresl. 1654.) — Schon das Bisherige zeigt, daß die Lust am deutschen Gesange sich keineswegs auf eine vor andern begünstigte Gegend unseres Vaterlandes beschränkte. Vom äußersten Südwesten bis zum hohen Norden hinan traten begabte Geister mit einander in den Wettkampf oder schlossen sich zu gemeinsamen Streben an einander an. So gestaltete sich in Königsberg ein achtbarer Sängerkreis, in dessen Mitte der zartsinnige und fromme Simon Dach (geb. 1605, st. 1659), einer der achtbarsten Liederdichter seines Jahrhunderts, hervorragt. Seine weltlichen Lieder, wie das schöne, in der Mundart des preußischen Landvolks geschriebene „Aennchen von Tharau", nähern sich dem Tone des ächten Volkslieds, und seine geistlichen Lieder, wie die bekannten: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht" 2c. und: „O

wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen" ꝛc., verdienen, als treuherzige Ergüsse eines kindlichgläubigen Gemüths, die Stelle, die ihnen in unsern Gesangbüchern eingeräumt wird. Leider fehlt es noch an einer vollständigen Sammlung derselben. Minder ergiebig war der Verein der Pegnitzschäfer zu Nürnberg, an deren Spitze Ge. Phil. Harsdörffer, Joh. Klaj und Siegmund v. Birken standen, und die in sprachlicher Glätte, schwerfälligem Allegorieenwesen und steifer Ziererei das Wesen der Poesie suchten. Auch von den Männern, die in und bei Hamburg sich zu gleichen Zwecken verbanden, wie Rist, dem Stifter des Elbschwanenordens, und Zesen, dem schwärmerischen Sprachreiniger und Stifter der deutschgesinnten Genossenschaft zu Hamburg, würde sich nur wenig Erfreuliches sagen lassen, wenn nicht der geistvoll-heitere, muthwillig-kecke Liebesdichter Jac. Schwieger, auch Filidor der Dorferer genannt, (st. um 1665) als Mitglied beider Gesellschaften, unter ihren Angehörigen zu nennen wäre. Ueberhaupt fehlte es neben vielem Herrlichen auch nicht an tauben Blüthen, und wo irgend ein Ton ächter Poesie erklang, wurden augenblicklich so zahllose Reimereien laut, daß es des ganzen Ansehens gewichtiger Stimmen bedurft hat, um das vor nicht gar langer Zeit noch als heillos und unfruchtbar verrufene Jahrhundert wieder zu Ehren zu bringen. Noch heben wir aus der Schaar deutscher Lyriker jener Zeit einige der bedeutenderen hervor, die ganz oder theilweis der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts angehören, indem wir ihren

Namen nur wenige Worte zur nähern Bezeichnung ihrer schriftstellerischen Eigenthümlichkeit beifügen. Sibylle Schwarz a. Greifswalde bewährte ein schönes Talent, welkte aber vor ihrer vollen Entfaltung dahin (geboren 1621, starb sie schon 1638); ihr Andenken hat zuerst Franz Horn nach Verdienst wieder erneuert. Andr. Tscherning (st. 1659) war ein Landsmann von Opitz und einer seiner treuesten Nachahmer, während Ernst Chr. Homburg (st. 1681) sich mehr in leichten und anmuthigen Tändeleien nach Art der Franzosen und Holländer gefiel. In ganz anderer Weise sang Joh. Scheffler oder, wie er sich nannte, Angelus Silesius, dessen Jugendgedichte den Geist einer sanft schwärmerischen Mystik athmen („Cherubinischer Wandersmann" ꝛc. und Anderes). Er starb 1677 in einem Kloster zu Breslau, wohin er sich nach seinem Uebertritte zur katholischen Kirche zurückgezogen hatte. Nicht ohne Werth sind die geistlichen Lieder des sittlich wackern Ge. Neumark (st. 1681); weit höher aber stehen die biblisch-einfachen, kindlichen Lieder Paul Gerhard's (st. 1676), eines durch merkwürdige Lebensereignisse vielgeprüften protestantischen Predigers, dem unter den Liederdichtern Deutschlands eine der ersten Stellen zukommt. — Vergl. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrh., begonnen v. W. Müller, fortges. v. K. Förster, 1822 f. — Viele dieser Dichter sangen unter dem Klange der Waffen im Laufe des dreißigjährigen Krieges, mehrere heimathflüchtig und unter den wechselvollsten Schicksalen, durch ihr Bei-

spiel die tröstliche Wahrheit bestätigend, daß die rechte Kraft sich durch äußere Widerwärtigkeiten nicht daniederhalten oder unterdrücken lasse. Als ob sie der Nachwelt sagen wollten, daß sie wohl Zeugen, aber nicht Urheber und Theilnehmer des einreißenden Verderbens gewesen, singen sie ihre Trauer und ihre durch Religion getragene und gesteigerte Hoffnung in Oden, Liedern und Sonetten, oder greifen wohl auch in ehrenwerthem Zorne zur Geißel der Satyre. Viele einzelne Züge der letzteren Art begegnen uns in den Liedern und Epigrammen der bisher genannten Schriftsteller; aber keiner von ihnen bearbeitete diese Gattung ausschließlich und in einem größeßeren Maaßstabe. Dieß schien zwei geistvollen Männern des nördlichen Deutschlands aufbehalten zu seyn. Hier trat zuerst Hans Wilmsen Lauremberg aus Rostock (st. 1659), ein Mann von heitrem Sinne und sicherem Blicke, gegen die auffallendsten Gebrechen der Zeit spottend auf und zog in einer Sammlung plattdeutsch geschriebener Satyren, „De veer olde berömede Schertzgedichte" (1654) mit Witz und Muthwillen und in fließenden Versen gegen die Thorheiten der Mode, gegen Kleidertrachten, Titelsucht und Sprachmengerei und gegen den hohlen Bombast der Gelegenheitsdichter zu Felde. Durch seinen Vorgang aufgemuntert, wendete sich der zu Rostock gebildete Joach. Rachel aus Norddithmarsen (st. 1669) gleichfalls der Satyre zu, die er, meist nach Persius und Juvenal, derb und kräftig in hochdeutscher, opitzisch-correcter Sprache bearbeitete (Satyren, Berl. 1743).

Die Anfänge der dramatischen Kunst unter den Deutschen gehören dem vorigen Zeitraume an, und von ihnen ist oben (Bdchn. 2. S. 142) in der Kürze die Rede gewesen. Der Volksbelustigung dienend, hielt sich dieselbe auch ferner in der Sphäre des Volkes und blieb ein Eigenthum desselben, bis später die Einflüsse der classischen Literatur auch hier eine Veränderung hervorbrachten. Nürnberg, wo, statt der Schauspieler, ehrsame Bürger und Handwerker die Breter betraten, blieb der Hauptsitz dieser Darstellungen, und die Theilnahme des Volks ermunterte zu fleißigen dichterischen Hervorbringungen für die Bühne. Mit wie vielen Stücken allein Hans Sachs dieselbe bedachte, ist oben bemerkt worden. Sind auch diese Trauer-, Lust- und Fastnachtspiele einander nicht gleich an Werthe und entbehren sie alle einer eigentlichen künstlerischen Anlage ja zeigt es sich auch sehr oft, daß der wackere Dichter bei dem besten Willen des gewählten Stoffes nicht immer Meister zu werden vermochte, so zieht er doch auch hier durch manche tiefe Blicke in das menschliche Herz, durch biedere Treuherzigkeit und eine unversiegbare Heiterkeit und Laune an. In seinen Tragödien mischt sich romantisch der Scherz mit dem Ernste, und die aus der Bibel, der Profangeschichte oder aus der einheimischen Sagenwelt entlehnten Personen müssen sich in ihren Charakteren, Ansichten, Reden und Handlungen dem engen bürgerlichen Daseyn, in dem er selbst lebte, und dem individuellen Ideenkreise bequemen, über den er nun einmal nicht hinauszugehen im Stande war. Darum gelingt

ihm auch die Darstellung bürgerlich-ehrbarer Rechtlichkeit und der muthwillige, aber gutmüthige Scherz am besten, und am liebsten vernehmen wir ihn, wenn er häusliche Ereignisse, Vorfälle aus dem bürgerlichen Leben seiner Zeit darstellt, selbst wo dies mit der Derbheit seiner in reiner Lustigkeit übersprudelnden Fastnachtspiele und dramatisirten Schwänke geschieht. Sein Zeitgenosse, Landsmann und Schüler, Jac. Ayrer (st. 1605) sorgte nach des rüstigen Vorgängers Tode für die Belustigung seiner Mitbürger. Auch ihm boten Geschichte, Volkssagen und Legenden die Stoffe. Seine Tragödien sind dialogisirte Geschichten ohne Einheit der Handlung, und, wie bei H. Sachs, wechseln auf das Freieste auch bei ihm Ort und Zeit. Dennoch ist ihm ein ausgezeichnetes dramatisches Talent nicht abzusprechen, und ungeachtet der treuherzigen Geschwätzigkeit, mit der er oft das Unbedeutendste in die Breite zieht, steht er auch in Hinsicht der Sprache weit über seinen Vorgängern. Am merkwürdigsten sind die von ihm sogenannten „singenden Spiele", als die ersten rohen Versuche des Singspiels unter den Deutschen. Jedes derselben besteht aus gleich langen, aber in dialogische Absätze ungleich zerschnittenen lyrischen Strophen, die jedesmal alle nach der Melodie eines bekannten Volksliedes abgesungen wurden. („Opus theatricum", Nürnb. 1618.) Nicht zu verkennen ist der Einfluß, den auf ihn, wie auf andere gleichzeitige Dichter, die zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts durch wandernde „englische Schauspieler" in Deutschland verbreiteten alt-englischen

Stücke ausübten. Noch hat die Literaturhistorie das Dunkel, das über diesen Schauspielern schwebt, nicht aufzuhellen vermocht; über das, was sie boten, giebt eine frühzeitig veranstaltete Sammlung (englische Komödien und Tragödien", 1620) Auskunft. — Wie leicht hätte sich auf diesen Grundlagen ein eigenthümliches deutsches Drama erheben können! Es geschah nicht. Die Gelehrten bemächtigten sich der Poesie, und was von dem alten Volksdrama übrig blieb, rettete sich in die Buden der Puppenspieler, auf welche die höhern Stände mit vornehmen Lächeln herabsahen. Was Opitz (s. o.) mit achtbarer Sorgfalt aus Sophocles und Seneca übersetzte, war nicht für die Bühne bestimmt; aber es gab den Ton an für die neuere Weise, die bald mehr Eingang fand Sein Singspiel „Daphne", nach dem Italienischen, ward 1627 vor dem sächsischen Hofe zu Dresden aufgeführt, wo die Oper mit ihrem Festglanze auf lange ihren Hauptsitz aufschlug. Als der Vater des eigentlichen deutschen Drama's aber gilt mit Recht A. Gryphius (s. o.), und so viele Blößen seine Stücke darbieten, so ist doch auch in ihren Fehlern die geniale Kraft, Gelehrsamkeit, Menschenkenntniß und Sprachgewandtheit ihres Vfs. nicht zu verkennen. Er war der Erste, der sich im regelmäßigen Trauerspiele versuchte. Wir haben von ihm deren sieben in gereimten Alexandrinern und mit Chören. Seneca, der Niederländer Vondel und einige Franzosen waren die Muster, denen er sich anschloß. Wenn sein Styl, wie in „Leo Arminius" und in dem „sterbenden Papinian" allzusehr in das Rheto-

rische und Gesucht-Sentenziöse fällt, so ist dies weniger seine, als die Schuld seiner Zeit. Minder fühlbar, als in den Tragödien, macht sich der Abstand zwischen Gryphius Poesie und der Poesie unserer Tage in seinen Lust-, oder „Scherz- und Schimpfspielen", wie sie ihm heißen. Mit aristophanischer Laune, oft freilich auch mit einer Spaßhaftigkeit, die kein Ende zu finden weiß und darum ermüdet, werden darin die Lächerlichkeiten der Zeit zur Schau gestellt und der Verspottung preisgegeben. Als trefflich müssen unter ihnen ausgezeichnet werden: „das verliebte Gespenst und die geliebte Dornrose", ein romantisch angelegtes Doppelstück, „Peter Squenz", nach einem alten deutschen Schwanke, und „Horribilicribrifax", ein in einzelnen Partieen höchst komisches Zerrbild soldatischer Prahlerei.

Derselbe Wechsel des Steigens und Sinkens, den wir im Gange der Poesie bis hieher beobachtet haben, macht sich auch in der Geschichte der vaterländischen Prosa bemerklich. Welche Gewinne ihr durch Luther zuwuchsen, ist oben angedeutet worden. Ihm gelang es, wie Keinem vor ihm, sie seinem Winke gehorsam zu machen und alle in ihr verborgenen Keime des Reichthums und des Wohllautes, der Anmuth und der Würde zu entfalten. Je glücklicher er den Ton zu treffen wußte, der zum Herzen des Volks spricht, um so schneller mußten sich seine Werke unter dem letzteren verbreiten. In wie hohem Grade dies der Fall war, beweisen die vielen Drucke, die die meisten seiner Flugschriften und größeren Werke gleich nach ihrer Erscheinung er-

führen. Deutlicher ward nun die Gewalt des lebendigen vaterländischen Wortes zur Aufregung und Lenkung der Gemüther erkannt, und Freunde und Feinde bedienten sich von jetzt an der Muttersprache, um in zahllosen Gelegenheits- und Flugschriften auf das Volk zu wirken. Auch die Brauchbarkeit derselben für wissenschaftliche Darstellungen ward nicht länger verkannt. Wir nennen hier zuerst den geistreichen und gemüthvollen Künstler Albr. Dürer a. Nürnberg, Kaiser Maximilian's Hofmaler (st. 1528), der zuerst in Deutschland die Gesetze der Mathematik auf Perspective und auf die Lehre von den Verhältnissen des menschlichen Körpers anwendete. Seine in einer gediegenen und reinen Sprache geschriebenen Bücher „über Festungsbaukunst" (1527) und „von menschlicher Proportion" (herausg. von Bilib. Pirkheimer 1528) sind das Erste, was Deutschland in der Art hervorgebracht hat. Auch die höhere Geschichtschreibung verschmähte es nun nicht mehr, statt der lateinischen Sprache, von Zeit zu Zeit der Muttersprache sich zu bedienen. Keinem, scheint es, stand das Ziel, durch Darstellung vaterländischer Begebenheiten auf die Gesinnung der Zeitgenossen einzuwirken, so klar vor Augen, als dem gelehrten Joh. Turmayr, von seiner Vaterstadt Abensberg in Bayern, auch Aventinus genannt (st. 1534), dem eigentlichen Vater der deutschen Geschichtschreibung. Durch jahrelange gründliche Forschung vorbereitet, schrieb er erst in lateinischer, dann in reiner und kräftiger hochdeutscher Sprache sein treffliches Geschichtswerk „die Chronik von Bayern" (nach des Vfs.

Tode 1566. 1580). Würdig neben ihm steht Seb. Frank aus Donauwörth (st. 1545), dessen Erklärungen deutscher Sprüchwörter schon oben genannt worden sind. Ohne gelehrte Bildung, wußte er als tiefer Selbstdenker den von Andern gelieferten Stoff in eigenthümlicher Weise zu bearbeiten, und that dies insbesondere in seinen Geschichtsbüchern (Zeitbuch, 1531; deutsche Chronik, 1538), die bei manchen einzelnen Mängeln dennoch überall die ehrenwertheste Gesinnung und einen ächthistorischen Geist beurkunden, und in denen die Hinneigung des Verfassers zu einer schwärmerisch-neuplatonischen Mystik seltener stört, als in seinen vielgelesenen Erbauungsschriften („Paradoxa", 1534, u. a.) Auch der Baseler Seb. Münster (st. 1552) verdient mit seiner „Kosmographie" (1543) als Volksschriftsteller eine auszeichnende Erwähnung. — Aber neben dem Ernste machte, wie sich gebühret, auch der Scherz seine Rechte geltend, — kecker jedoch, muthwilliger und vielgestaltiger, als irgendje, in dem übermüthig-ausgelassenen, witzig-launigen Joh. Fischart in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Die meisten seiner theils in Prosa, theils in Versen geschriebenen, zum Theil auch aus Prosa und Versen gemischten Schriften sind satyrischen Inhalts, am berühmtesten die freie Bearbeitung des Gargantua von Rabelais (s. S. 67): „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung" ꝛc. 1552, in der er seinen Meister an Kühnheit in Bildern, Gaukeleien des Humors und seltsamen Wortgestaltungen weit übertrifft und, wie Jean Paul sagt,

mehr als ein Wiedergebärer, denn als Uebersetzer des Franzosen erscheint. Von seinen übrigen Werken nennen wir noch: „Bienenkorb des heil. römischen Immenschwarms“, „podagrammisch Trostbüchlein“, „philosophisches Ehzuchtbüchlein“, größtentheils nach Plutarch's Abh. von der Kindererziehung, und das schöne erzählende Gedicht: „das glückhaft Schiff“. Kein Schriftsteller vor und nach ihm hat der Muttersprache Gleiches zugemuthet und ist mit ihr in gleich schrankenloser Willkür umgesprungen, als Fischart; dennoch verläugnet sich nirgend, auch unter den kecksten Wagnissen, der tiefe Kenner der Sprache, ihres Reichthums und ihrer Bildsamkeit. Daß er auch der Erste war, der sich im deutschen Hexameter versuchte, muß hier wenigstens beiläufig erwähnt werden. Seine einzeln gedruckten, auch für die Sittengeschichte wichtigen Schriften sind sehr selten und eine kritische Gesammtausgabe derselben längst als wünschenswerth erkannt worden. — Durch alle diese Erscheinungen indessen ließ sich das Volk die Freude an seiner Lieblingsunterhaltung nicht verkümmern, und an die bereits vorhandenen Volksbücher reiheten sich neue, theils nach französischen Erzählern bearbeitete, wie Amadis, Kaiser Octavianus, die schöne Magelone, Fierabras u. a., die im „Buch der Liebe“ 1587 (neu herausg. v. Büsching und v. d. Hagen, Bd. 1. 1809) zu einer Sammlung vereinigt wurden, theils einheimische Geschichten und Schwänke, wie das „Lalenbuch oder die Schiltbürger“ (1597.) So lief das sechszehnte Jahrhundert nicht ohne manche erfreuliche Gabe

zu Ende; aber das folgende ging auf dem betretenen Wege nicht weiter. — Wie die Uebertreibung in Wissenschaft und Kunst gern ihr Gegentheil hervorruft, so drängte die immer mehr überhand nehmende kalt-verständige, unlutherische Ansicht der Schultheologen tiefere Gemüther, um die Ansprüche des Herzens und der Phantasie zu retten, in das Gebiet der Mystik hinüber. Wohl führten diese oft zu leeren Spielen und Tändeleien mit dem Heiligen und zu theosophischen Verirrungen, die kein Gesunder billigen wird; wo aber die Mystik so mild und liebenswürdig erscheint und so tief und erbaulich wirkt, wie in Joh. Arnd's (st. 1621) Werken, vor allem in seinem Buche „vom wahren Christenthume", geschah, da mag sie uns leicht mit sich versöhnen. Nicht alles, was von der gewöhnlichen Denkweise abweicht, ist darum sogleich als Thorheit zu verdammen. So wäre es besser gewesen, wenn diejenigen, die den tiefsinnig-dunkeln Görlitzer Schuster, Jac. Böhme (st. 1624) — oft ohne ihn gelesen zu haben — verspotteten, über ihn geurtheilt hätten, wie die Theologen Dresdens, von denen er zu seiner Vertheidigung vorgefordert worden war, und die zuletzt erklärten: „wie können wir urtheilen, was wir nicht begriffen haben, noch begreifen können?" Bei vielen Dunkelheiten, Selbsttäuschungen und offenbaren Irrthümern fehlt es nicht an klaren und tiefen Blicken, und überall erweist sich, was er selbst als einziges Verdienst sich zuschreibt, „der große Ernst eines eifrigen Gemüths, das nach Gott dürstet". (Die vollständigste Sammlung

seiner Werke erschien unter dem Titel: Theologia revelata, zu Amsterdam 1730.) — Von den übrigen Prosaikern dieser Zeit zeichnen wir noch aus: Opitz, der sich auch in ungebundener Rede als sprachgewandten Meister kund gab; Adam Olearius (st. 1671), dessen „orientalische Reisebeschreibung" durch reine, fließende und kräftige Sprache sich hervorthut; Zinckgref (st. 1635), dessen „Apophthegmata" für Sprache und Sittengeschichte gleich willkommene Ausbeute geben, und Moscherosch (st. 1669), der als humoristischer Sittenmaler seiner Zeit, insbesondere der Zeit des dreißigjährigen Kriegs, von Wichtigkeit ist („Geschichte Philanders von Sittewald", 1650). Vergl. Wachler's Vorles. üb. d. Gesch. d. deutschen Nationalliteratur, Th. 1. 2. und „die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart", dargestellt v. Fr. Horn, Bd. 1. 2.

7) Niederlande. Seit Jahrhunderten hatten Gewerbthätigkeit und Handel in den niederländischen Provinzen einen blühenden Wohlstand, in den reichen Städten ein Wohlleben, das an Ueppigkeit grenzte, verbreitet. So wenig der mit entschiedener Vorliebe dem Wirklichen in Genuß und Arbeit zugewandte Geist des Volks geeignet seyn mochte, ein reiches poetisches Leben um sich her zu gestalten, so wichtig mußte ihm doch die Unabhängigkeit von geistlichem und weltlichem Zwange erscheinen. Darum fand die Reformation, trotz Inquisition und Ketzergerichten, so ernste und liebevolle Aufnahme; darum erhob sich das freie Volk zum Schutze seiner Gerecht-

same, denen es seinen dem Meere abgezwungenen Boden, seinen Reichthum und seinen Segen verdankte, in muthigem Ingrimm gegen seine Tyrannen, Philipp und Alba, und hielt aus im ehrenvollen Kampfe, bis das Ziel erreicht und die vereinigten Provinzen, wie von Spanien, so von allen übrigen Mächten Europa's, in ihrer Unabhängigkeit anerkannt waren. Wie im Laufe dieses Kampfes das Volksgefühl erstarkte und neue Quellen des allgemeinen Wohlstandes sich aufthaten, so verfolgte auch die geistige Bildung während desselben, durch keine Ungunst der Zeit gestört, rasch und fröhlich ihren Entwicklungsgang. Die alte Literatur hatte gleich anfangs begeisterte Freunde gefunden, wie an Rud. Agricola, der unter den Begründern des philologischen Wissens eine der ersten Stellen einnimmt, und an Desid. Erasmus a. Rotterdam, dem hellsinnigen, beredten Kämpfer für Licht und kirchliche Freiheit, und lange behaupteten die Niederlande, als die Heimath humanistischer Studien, einen wohlerworbenen Ruhm. Mehrere neu errichtete Hochschulen erhoben sich zu Mittelpunkten wissenschaftlicher Thätigkeit, zu vielbesuchten Bildungsanstalten für In- und Ausland. So Leyden (seit 1575), Franecker (s. 1585) und die in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. entstandenen Universitäten zu Gröningen, Utrecht und Harderwyk. Als der westphälische Friede auch diesen langen, vier- und siebzigjährigen Kampf beendigte, zeigten nicht nur die bereits vorhandenen Leistungen im Gebiete der strengeren Wissenschaft, in Sprachkunde, Geschichte, Rechtswissenschaft und Naturkunde,

sondern auch ein ansehnlicher Vorrath poetischer Erzeugnisse von der geistigen Regsamkeit, die im Drange einer verhängnißreichen, wechselvollen Zeit sich gleich geblieben war.

Unter den verschiedenen Volksdialekten des Landes erhob sich seit dem Ende des 15. Jahrh. das durch mehrere Bibelübersetzungen (zuerst 1477), durch Volksbücher, polemische Schriften und Dichtwerke fortgebildete Holländische, zunächst in den nördlichen Provinzen, zur Schriftsprache; aber bis auf den spätern Lambert Ten Kate geschah für die grammatische Begründung derselben nichts, wiewohl Holland an Franz Junius (st. 1677) schon damals einen tüchtigen Kenner des deutschen Sprachstammes besaß. Nur für die Reinigung der Muttersprache von fremden Formen waren die Rederyker zu Amsterdam, und unter ihnen hauptsächlich Lor. Spiegel (st. 1612) und Römer Visscher (st. 1625) schon im 16. Jahrh. thätig.

Was die Poesie der Niederländer in demselben Jahrhunderte hervorbrachte, ging bis auf wenige Ausnahmen aus den gildenartigen Vereinen (Kammern) eben jener Rederyker hervor, die in Städten und Dörfern, auf Jahrmärkten und Kirchweihen der öffentlichen Lust eine Stimme gaben, aber auch unter den Meinungszwisten der Parteien durch ihren Beitritt zu der einen oder andern eine politische Wichtigkeit gewannen, die nur noch zunahm, als sie, seit dem Beginn der Reformation, als Vorkämpfer derselben, gegen Papst und Clerisei auftraten. — Zwei philologisch gebildete, mit dem Geiste der

Alten genährte Männer waren die ersten, die der neuen vaterländischen Poesie durch ihren Vorgang die Weihe gaben, Jan v. d. Does, auch Janus Douza gen., (st. 1604) und Dan. Heinsius (st. 1655). Weiter, als sie, entfernte sich von der Meistersängerweise der früheren Rederyker ein dichterisches Schwesterpaar, Maria und Anna Visscher, die Töchter des obgenannten amsterdamer Kaufmanns Römer Visscher, von denen die Erstere (st. 1649) den Italienern die Sonettenform nachbildete. Römische und neuere ital. Dichter waren fortan die Muster, und der durch sie gebildete, auch als Geschichtschreiber vortreffliche Pieter Hooft (st. 1647) ward, insbesondere im leichten erotischen Liede, selbst wieder das Vorbild für Viele, die ihm folgten. Ihn übertraf jedoch an Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks der fruchtbare Jac. Cats (starb 1660), der, ein Zögling Ovid's, unter den schwierigsten Aemtern, — er war eine Zeitlang Großpensionär v. Holland — der leichten Gattung heiterer Poesie treu blieb, die ihm eine Menge anmuthiger Lieder und naiver Erzählungen eingab, welche sich in seinen von Bilderdyk 1790 herausgegebenen Werken beisammen finden. Während an diesen Dichter in neuerer Zeit erst wieder erinnert werden mußte, erhielt sich Joost v. d. Vondel a. Cölln (st. 1679) bis auf die neueste Zeit herab in dem Andenken und der Liebe des Volkes. Ein großes Talent machte ihn zum Dichter, bevor er noch den Unterricht eines andern Lehrers, als den der Natur, genossen hatte. Erst in einem spätern männlichen Alter erlernte er die

latein. und französische Sprache, deren Literaturen von nun an nicht ohne Einfluß auf seine Dichtweise blieben. Daher die Ungleichheit in seinen Werken, an denen Genie und Phantasie gepriesen, aber eben so sehr auch die Mangelhaftigkeit der Sprache getadelt wird. (Werke, n. Ausg. Amst. 1820.) Alle diese Dichter gingen aus der „Kammer" zu Amsterdam hervor, die sich „die in Liebe blühende" (liefde bloejende) nannte. Dem Dortrechter Dichtervereine gehörte der geistliche Liederdichter Dirk Kamphuyzen (st. 1626) und der vielseitige Hugo de Groot (st. 1645) an. Sonst werden noch gerühmt die Sinngedichte von Const. Huygens, die Liebeslieder von Jonctys, die Hymnen von Daniel Heinsius, die Elegieen von Decker und Japix und die didaktischen Gedichte von Westerbaen, die alle gegen das Ende unsers Zeitraums lebten und sangen. Vergl. Nederduitsche Gedichten van Grotius, Hooft, Huygens, Vondel etc. Amsterd. 1657, und: Deutsche Blumenlese aus niederländ. Dichtern, von v. Eichstorff, 1826.

Die Anfänge der niederländischen dramat. Kunst führen uns abermals in die Kreise der Rederyker zurück, die, immer thätig für die Belustigung des Volks, auch durch scenische Darstellungen der Schaulust desselben zu gnügen suchten. Meist waren diese Darstellungen allegorischer Art, ähnlich den Moralitäten bei andern Völkern. Solchen Stücken gingen in der Regel Vorspiele voraus, und possenhafte Nachspiele machten den Beschluß. Von 1561 bis 1636 mußte die Bühne der Sache des Volks dienen,

und neben dramatisirten biblischen Historien wurde den Zuschauern oft auch die Geschichte der nächsten Gegenwart, wie Egmont's und Horn's Enthauptung, vorgeführt. Als der eigentliche Begründer der Nationalbühne aber wird Sam. Koster zu Amsterdam (1644) genannt. Ein Verein von Freunden der Poesie und Bühne gab, unter seiner Leitung und von ihm und P. Hooft mit Stücken aller Gattungen ausgestattet, Vorstellungen, zu denen auch der geniale Joost v. d. Vondel (s. o.) zahlreiche geistliche und weltliche Stücke beitrug. Mehrere der letztern, wie sein „Gisbert van Amstel", sind, zum Gebrauche der heutigen Bühne überarbeitet, noch in neuerer Zeit gern gesehen worden.

Wenn wir von prosaischen Werken die unvollkommenen Versuche von F. v. Marnix ausnehmen, so bleiben uns nur noch die eines einzigen ausgezeichneten Mannes anzuführen, um alles Bedeutendere zu nennen, was dieser Zeitabschnitt aufzuweisen hat. Es sind dies die geschichtlichen Arbeiten des trefflichen Hooft, der früher schon unter den Dichtern eine Stelle gefunden hat, und nun auch hier als der wahre Schöpfer der niederländischen Prosa vor Andern genannt werden muß. Durch Reisen gebildet, vertraut mit den Alten, durch ernste Studien vorbereitet und mit ruhiger Besonnenheit, einem Grundzuge in dem Charakter des Niederländers, den Geist der gründlichsten Forschung vereinend, schrieb er gedrängt, würdevoll und kräftig, wie sein Lieblingsschriftsteller Tacitus, den er übersetzte, die „Geschichte Heinrichs 4. und des Hau-

ses der Medicäer" und in den letzten neunzehn Jahren seines Lebens sein Hauptwerk, die „niederländische Geschichte" (N. A. Amst. 1703), die Frucht eines unermüdlichen Fleißes, das schönste Denkmal seines Lebens.

8) Dänemark. Von einem Volke, das im heldenmüthigen Ankampfe gegen Herrscherwillkür erstarkte, wenden wir uns zu einem andern, das, unter dem wechselnden Drucke des Despotismus und der Aristokratie und durch politisches Mißgeschick daniedergehalten, fast in diesem ganzen Zeitraume einem Zustande geistiger Erstarrung sich preisgegeben sah. Wohl hatte auch Dänemark einst einer reichen Sagen- und Sangeszeit sich erfreut, und seine Heldenlieder (Kämpeviser) und Liebesromanzen (gesammelt von Wedel und Syr, verdeutscht von W. C. Grimm in: altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen) erfreuen als kunstlose Ergießungen eines regen Nationalgefühls, wie sie für uns durch ihren Zusammenhang mit dem Sagenkreise unsers Heldenbuchs von Bedeutung sind; wohl fehlte es auch seit der Mitte des 15. Jahrhunderts nicht an Anstalten zur Beförderung geistiger Bildung (Universität zu Kopenhagen 1478); wohl fand auch hier die Reformation Eingang und einzelne Fürsten zeichneten sich durch Liebe für die Wissenschaften aus; aber alles dies trug keine Früchte in einem Lande, dem es an einem wohlhabenden und gebildeten Mittelstande fehlte, bis später die Macht der Aristokratie gebrochen und die Freiheit der Krone wieder hergestellt ward. So bleibt uns

denn über die dänische Literatur in diesem Zeitraume fast nichts zu sagen übrig. An Volks- und geistlichen Liedern und dramatisirten biblischen Geschichten fehlte es zwar nicht, und selbst ein größeres Gedicht von Chr. Arreboe (st. 1637), „Hexaemeron", wird uns aus dieser Zeit genannt; aber noch widersetzte sich die ungefüge Sprache allen diesen Versuchen, denen es überdies bis jetzt noch gänzlich an eigenthümlichem Leben gebrach.

9) Schweden. Nicht viel erfreulicher ist das Bild, das dieses Land in Hinsicht seiner literarischen Bildung uns bietet. Zwar ließen auch hier einzelne günstige Umstände Besseres erwarten. Schweden besaß in Ritterbüchern und Reimchroniken einen reichen romantischen Sagenkreis; die alte Literatur hatte bald auchdahin einen Weg gefunden; die Reformation war mit Freuden begrüßt worden; ein strengeifriger protestantischer Sinn hatte sich alsbald des Volkes bemächtiget, und Gustav Adolph's Größe und Heldenruhm hatten das Nationalgefühl gekräftigt. Dennoch wollte die freie geistige Thätigkeit nicht gedeihen, und erst unter Christinens Regierung (1632 — 1654) regte sich ein Sinn für Wissenschaft und Kunst; aber der Königin Vorliebe für fremde Literatur und die fortdauernden Kriege ließen es zu nichts Erfreulichem kommen, und so haben wir auch hier nur — wenn wir ihn noch hieher rechnen wollen — den einen Ge. Stjernhelm zu nennen, dessen komisches Heldengedicht, „die Wahl des Hercules", gleichwohl nur als gelehrte Schulübung nach fremden Mustern sich ausweist.

10) Böhmen erfreuete sich seit dem Anfange dieses Zeitraums bis zur Schlacht am weißen Berge (1620), die die Kraft des Volkes brach, seine Selbständigkeit ihm raubte, die Gewissen in Fesseln schlug und dem Jesuitismus die Thore des Landes öffnete, einer reichen Nationalliteratur, ja diese feierte im Laufe dieser Zeit ihr goldenes Alter. Die Landessprache, von Benesch Optat zuerst grammatisch und von Thom. Resel lexicographisch bearbeitet, erreichte die höchste Stufe ihrer Ausbildung und ward in den Händen der zahlreichen Schriftsteller ein Mittel, auf das Volk zu wirken, das mit reger Empfänglichkeit, was ihm geboten wurde, dahinnahm. Viele Buchdruckereien in Prag und selbst auf dem Lande kamen zu Hülfe. Musterhafte kirchliche Lieder wurden gedruckt. Unter den Dichtern ragte Sim. Lomnicky hervor. Die Bibel ward übersetzt von Wartowsky v. Warta. Daran schlossen sich Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen, geschichtliche Arbeiten von Bilegowsky u. A., Reiseberichte, Erbauungs- und Schulschriften. Als nach jener Zeit aber jede Regung des Nationalgefühls als Frevel bekämpft wurde, als die Landessprache der deutschen und lateinischen weichen mußte, als der beste Theil der Nation auswanderte, dagegen eine Legion von spanischen, italienischen und süddeutschen Mönchen einzog und, was in böhmischer Sprache geschrieben war, als ketzerisch den Flammen weihete, da ging das kurze fröhliche Leben eigenthümlicher Bildung fast bis auf die letzte Spur unter.

Auch das zweite slavische Literaturland dieses Zeitraums,

11) Polen, verlebte während desselben eine

— freilich nur flüchtig vorübergehende — Blüthenzeit. Die glückliche Regierung Siegmund 1. und Siegmund August's (1506 bis 1572) weckte die Geister, und der rasch emporschießende Baum einer eigenthümlichen Nationalliteratur entfaltete einen Reichthum mannigfaltiger Blüthen. Von dem zweiten Siegmund begünstiget, breitete sich die Reformation im Lande aus, und die Freiheit des Cultus förderte die freie Regung der Geister. Als aber bald darauf Polen ein Wahlreich ward und in dem wilden Factionsgeiste eines demokratischen Adels, der neben sich nur Leibeigene hatte, die Gesetzlosigkeit wuchs, als die Herrschsucht der Jesuiten, denen Stephan Bathory die Hochschule zu Wilna einräumte, und die unter Siegmund 3. die Oberleitung aller Schulen im Reiche sich anmaßten, dem freien Gedanken immer engere Grenzen setzte, und als mit dem Krongroßfeldherrn Zamoyski der letzte Förderer des besseren Geistes gestorben war, da erstarb auch dieser, um erst nach anderthalb Jahrhunderten aufs neue zu erwachen. Poesie und Geschichte fanden in jener glücklicheren Zeit viele Pfleger, die sich ihnen mit der feurigen Vaterlandsliebe zuwendeten, welche sich in der Geschichte dieses Volks zu keiner Zeit verläugnet hat. Vor allen erwarb sich den Ruhm eines classischen Dichters seiner Nation Joh. Kochanowski (st. 1584) mit seinen Psalmenübersetzungen, Liedern, Elegien und Sinngedichten, und neben ihm werden, als Uebersetzer aus dem Italienischen, Johann's Neffe, Peter Kochanowski, und als idyllischer Dichter, Sim. Szymonowicz gepriesen. Vieles ging in der nächstfolgenden trüben Zeit verloren; Manches ist seit kurzem aus den Bi-

bliotheken, in denen es vergraben lag, wieder hervorgezogen worden, wie die 1827 von Jos. Muczkawski herausgegebenen Poesieen eines zu seiner Zeit gefeierten Dichters, Nic. Semp (st. 1581). Von prosaischen Werken mag die nach guten Quellen bearbeitete litthauische Chronik des Matth. Strykowski aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts hier noch eine Stelle finden.

12) Ungern. Die Gewaltschritte jesuitischer Herrschsucht hemmten auch hier in seinem Fortblühen, was kurz zuvor nicht hoffnungslos begonnen, und störten die Fortschritte des Protestantismus, der seit 1525 das kräftige Magyarenvolk für sich gewonnen und im Wiener Frieden 1606 gesetzliche Freiheit erhalten hatte. Unter Matthias Corvinus war zwar schon gegen das Ende des 15. Jahrh. ausländische Wissenschaft in das Land eingezogen, aber nicht, um belebend in das Volk überzugehen, sondern lediglich, um der persönlichen Neigung des großen Königs zu dienen, der von den Beschwerden des Kriegs am liebsten unter seinen reichen Bücherschätzen und in der Mitte der Gelehrten und Künstler, die er an seinem Hofe versammelt hatte, ausruhete. Erst seit 1533 trat mit einer Uebersetzung der Bibel, der bald mehrere folgten, die magyarische Literatur ins Leben; aber die folgenden kriegerischen Zeiten und, seit der Verbindung mit Oestreich, die Einwirkung des deutschen Geistes, wie die feindseligen Maaßregeln der Jesuiten, widersetzten sich dem weitern Gedeihen derselben. Seb. Tinódi und Lor. Szegédi sind genannte Dichternamen des sechszehnten Jahrhunderts.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Förster, Karl,

Abriß der allgemeinen Literaturgeschichte

Bd.: 3,1

Dresden 1829

H.lit.u. 104 h-2/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10447491-1